



Jeden Sonntag erscheint  
eine Nummer.

Dreunddreißigster Jahrgang.

N. 8.

Stuttgart, Leipzig und Wien.

Preis einer Nummer  
15 Pfennig.

## Die Hochstapler.

Roman von Hans Wachenhusen.

IX.

„Was das Alles für ehrenwerthe Geschäftsleute hier herum sind!“ brummte Wolf, als er sein Zimmer suchte.

„Der Eine wird reich durch Schleichhandel, der Andere durch Sklavenhandel, und zu meiner Demüthigung muß ich erfahren, daß ich selbst mein Geld dem letzteren verdanke! . . . Bernd von Hangenstein ein Sklavensänger! Er war allerdings, wie ich mich aus der ersten Kindheit erinnere, ein fanatischer Jäger! Aber schließlich . . . ich finde eigentlich nichts darin; der Eschenburg hat so ganz Unrecht nicht, denn Sklave ist Jeder hienieden. Wir haben uns selbst das Joch der Civilisation aufgebürdet, und welches Verrecht hätte jene schwarze Bande, zu saulzen! . . . Und bin nicht auch ich jetzt plötzlich ein Sklave geworden, ich, der ich vor wenigen Tagen der freieste Mensch war? Ein Geschöpf, das ich in den Händen zerbrechen könnte, bürdet mir ein Joch auf, gegen das ich mich vergeblich wehre! War's ein Kiese, ich nähme den Kampf mit ihm auf, aber so ein Weib . . .“

Die Diakonissin trat ihm auf dem Korridor entgegen mit der Meldung, die Kranke verlange nach ihm; der Arzt sei soeben erst fortgegangen, Lucy habe wohl zwei Stunden in einer schrecklichen Krise gelegen, jetzt sei dieselbe und hoffentlich auch die Gefahr vorüber, und sie frage nach ihm.

Gefahr? Wolf hatte nicht gewußt, daß überhaupt irgendwelche Gefahr vorhanden gewesen. Er war nie krank gewesen und peinlich war es ihm, einen Kranken zu sehen. Aber willenlos folgte er der Betschwärz, obgleich er eben noch gegen diesen Gehorsam geeifert.

Lucy hatte in der That gegen Abend, wo das Fieber gestiegen, eine der heftigsten der sich täglich wiederholenden Anfälle desselben überstanden. Todesbleich, mit kaltem Schweiß auf der Stirn und müden, halb geschlossenen Augen, lag sie da, das Haar über das Kissen ausgebreitet, wie es die Diakonissin hingelegt, um die Blut ihres Gehirns zu mildern.

„Ich mache Ihnen viel Kummer,“ sagte sie, ihm die kleine Hand hinstreckend, als er zu ihr trat. „Es war wohl sehr schlimm mit mir heute, denn ich muß bewusstlos gewesen sein; ich weiß

wenigstens nichts von dem, was mir meine freundliche Wärterin sagte. Sehen Sie sich zu mir, Wolf!“ bat sie mit schmerzlichen Lächeln. „Ich fühle, daß ich wohl nicht so schnell wieder zu Kräften kommen werde, und darf Ihnen nicht lästig fallen. Ein alter Freund hier, der mich als Kind schon gern gesehen, wenn er nach Malaga kam, der englische Reverend Mr. Bird, wird sich ja meiner annehmen. Lassen Sie also die arme Lucy hier zurück, die wohl ein-

sieht, Gott will es nicht, daß ich meine Heimat verlasse. Sie sollen sich nicht mehr um eine arme Kranke kümmern; ich bin ja hier geschützt gegen meines Oheims Ansprüche; Sie aber, in dessen Leben und Freiheit ich so unberechtigt eingegriffen, Sie sollen Ihren Weg fortsetzen und der armen Lucy freundlich gedenken.“

Während sie sprach, hatte sie Wolf's Hand in der ihrigen gehalten; die letzten Worte begleitete sie mit fieberheißem Druck, vor sich niederblickend, um ihm die feuchten Augen zu verbergen.

Und Wolf ward es dabei recht wunderbar um's Herz. Die zarten, heißen Finger zuckten ihm bis in dasselbe, und wie er auf sie herablickte, wie er zwei weiße, durchsichtige Perlen über die bleichen Wangen rollen und ihre Brust von so hastigen Schlägen bewegt sah, verdros ihn ihre Rede.

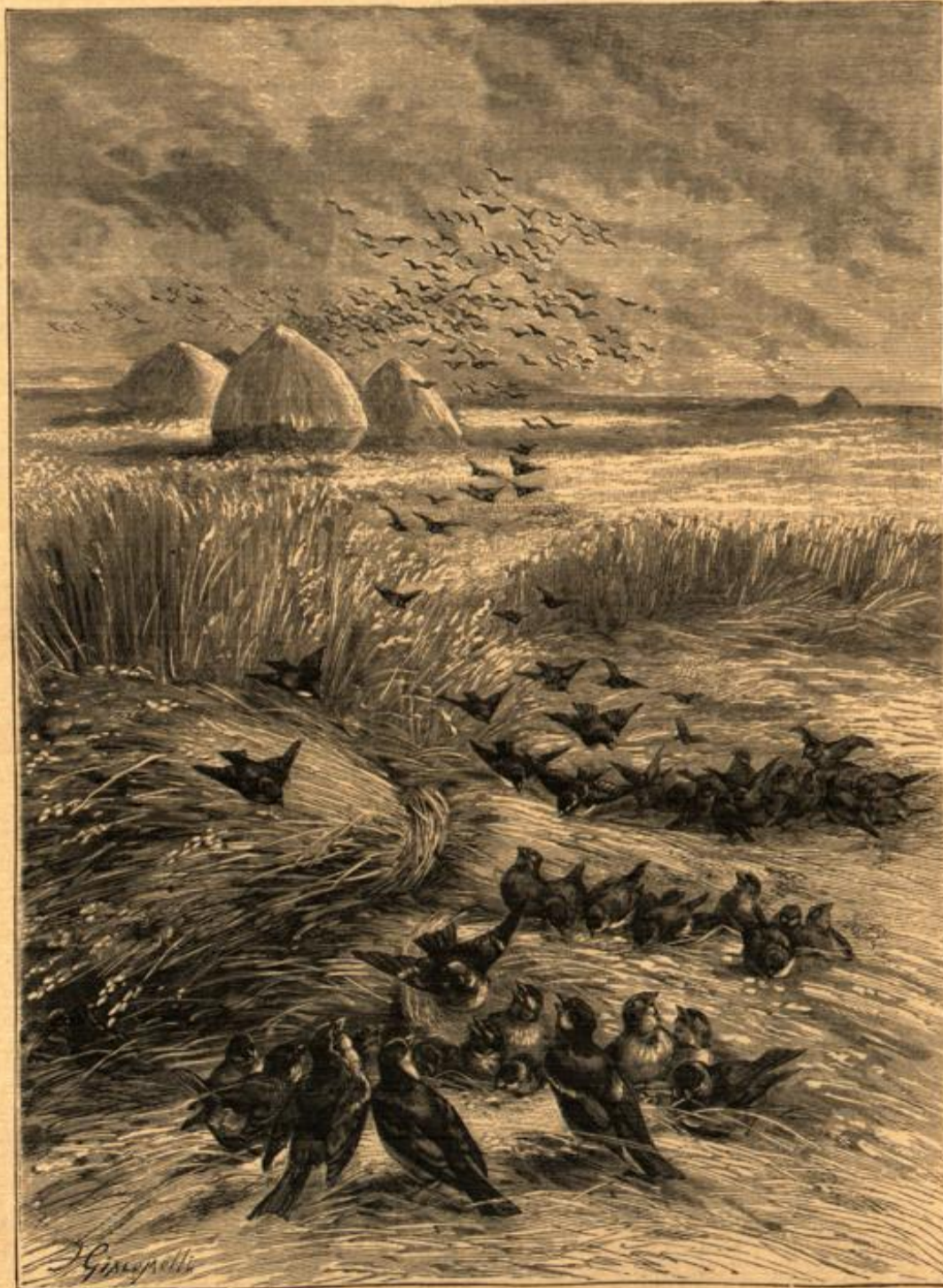
„Sie haben kein Recht, so zu mir zu sprechen,“ sagte er in schwerem Ernst. Er setzte sich, immer ihre Hand behaltend, an das Bett und schaute ihr prüfend in's Gesicht. „Ich hatte keine Ahnung, daß es so schlimm mit Ihnen gewesen, während ich unten saß und mir eine lange Geschichte erzählen lassen mußte, die ich mir auch lieber erspart hätte. Es ist unrecht, daß man mich nicht rufen ließ; jetzt aber, da es vorüber ist, sollen Sie mich nicht auch noch ärgern. Ich weiß nicht, wie Jemandem zu Muthe ist, der eben eine schwere Krankheit überwinden soll, aber ich meine, er soll die Wahrheit sprechen, und das thaten Sie eben nicht. Sie selber weinen darüber! Aber Sie sollen Ihren Willen haben; ich selbst werde zu diesem Reverend gehen und ihn bitten, zu kommen, jedoch nicht morgen schon — später, wenn Sie genesen sind! Ich werde auch mit dem Arzt sprechen; er soll bestimmen. So lange betrachten Sie mich als Ihren Beschützer, der außer dem Doktor keinen Beistand gebraucht.“

Wolf sprach das mit einer Bestimmtheit, die Lucy verlegen machte. Ihre Hand zitterte in der seinen; er fühlte es und legte sie schonend auf die Bettdecke.

„Wie fühlen Sie sich, Lucy?“ fragte er, als er das Blut in ihr Antlitz dringen sah, ein Steigen des Fiebers befürchtend, wie er dieß schon mehrmals beobachtet.

„Besser!“ hauchte sie, während die Diakonissin besorgt herzutrat und ihn schweigend bat, sie nicht aufzuregen.

Er erhob sich. „Morgen also!“ sagte er, sich über sie beugend, als sie sich erschöpft auf das Kissen zurücklehnte.



Gedekter Fisch. Zeichnung von G. Giacomelli. (S. 90.)

Mit einem dankbaren Blick reichte sie ihm wieder die Hand, dann sanken ihre Augenlider. Die Pflegerin nahm Wolf's Platz ein.

Unzufrieden mit sich und Allem verbrachte Wolf den Rest des Abends im großen Gastzimmer. Dieser Eschenburg war schuld daran. Er hatte nie mit Kindespietät an seinen Vater gedacht, aber was der Mann da erzählt, verdroß ihn doch schwer. Herren und Knechte mußte es nach seiner Ansicht geben, er selbst als Sproß des alten Geschlechts der Reichsbarone von Hangenstein, auf das er so stolz, das schon in den ersten Kämpfen mit der Honsa eine bedeutende Rolle gespielt, nahm in seiner persönlichen Selbstschätzung die Legende des Velasco in Anspruch, daß sein Geschlecht schon ein edles gewesen, ehe Gott Gott war und die Sonne die Felsen beschien. Bernd von Hangenstein, dessen Vater selbst auf seinem Stammsitz noch Leibeigene gehabt, hatte sicher auch die Sklavensjagd nur als Sport getrieben, und wenn es mehr als wahrscheinlich, daß die Einflut das Innere Afrikas nicht berührt, so bestand dieser Sklavenshandel schon unberechenbare Jahrtausende.

Der Starke gebot über den Schwachen und machte sich ihn dienstbar und eigen mit Leib und Leben; die Regentfürsten hatten einander schon bekämpft, die Sieger hatten die Besiegten in das Joch gespannt oder niedergemacht in unvorstelligen Zeiten, jene Stämme also kannten nichts Anderes; eitel sentimentale Einmischung war es, wenn wir, die wir selbst die Leibeigenschaft erst seit einigen Jahrzehnten abgeschafft, uns bemühen, bei jenen Wilden in ihre Jahrtausende alten Sitten einzugreifen.

Und dennoch war ihm aufregend, was er von Eschenburg gehört. Wie kam es, daß er, ehe er noch davon gewußt, schon die Lust gefühlt, in jene unermesslichen Jagdgebiete einzudringen?

Feiniger ward indes seine Unruhe, als Eschenburg im feinsten Gentlemanostüm sich wieder zu ihm gesellte. Der Mann verfolgte ihn mit seiner Aufmerksamkeit und er forschte so vorsichtig nach seinen Verhältnissen, suchte sich ihm intim zu machen, bot ihm seine Dienste . . . Was kümmerte es ihn, daß er der Freund seines Vaters gewesen! Er hatte an Anders zu denken! Es litt ihn nicht im Zimmer. Unter einem Vorwand machte er sich los, stieg hinauf bis oben zum Signalhause und schaute von hier hinüber auf das mit bläulichem Mondenschein übergoßene Atlasgebirge.

Dort hinter demselben begann die weite, unermessliche Wüste, von der er so oft geträumt, wenn er in seiner engen Schiffskoje, geschaukelt von den Wellen, in stillen Nächten von einer neuen, seinen Muskeln, seiner Thakraft entsprechenden Beschäftigung geträumt. Und wie er da oben stand in der Ruhe, die über der ganzen Meerenge lag, meinte er, die Stimmen der Wüste von drüben zu hören, die geheimnisvollen Laute jener majestätischen Wildnis; seine Phantasie glaubte auf den Abhängen der afrikanischen Berge, in den Schründen und Rissen, auf den Platten und Terrassen des blendenden Dnyz die Hyäne, den Schakal, den blauen Fuchs zur nächtlichen Jagd ausziehen zu sehen, und zu Füßen des Gebirges, in den so grell vom Mond beschienenen Gärten der marokkanischen Küstenstädte glaubte er das Wildschwein zu erkennen, das nach der süßen Ananas suchte.

Ihm war's wunderbar traumvoll da oben. Er plauderte mit den Wächtern des Signalhauses, sah mit einem alten englischen Graubart auf einer Felsbank, und der erzählte ihm, wie er an die dreißig Jahre lang in den süd- und westafrikanischen Kolonien gedient, und auch der begann von den Sklavensjagden zu reden; er sprach von Dahomey, wo er lange in einer Faktorei der Küste gelebt, von dem Lande, in welchem Alle die Sklaven des Einen, des Königs, von den Menschenschlächtereien, den Elephantenjägerinnen, der ganzen weiblichen Armee, von seinen Jagden, die er mit europäischen Reisenden gemacht, und schloß damit, daß er es als eine Gnade Gottes betrachte, von hier oben tagtäglich auf dieses geheimnisvolle Wunderland hinausblicken zu dürfen.

„Herr,“ rief er aus, „nur Der ist ein Mensch und weiß von Gott zu sagen, der seine Welt gesehen! Es geschieht Alles zu seiner Ehre und er hat Alles so geboten; er hat den Thieren ihre Instinkte gegeben und dem Menschen auch, und diese Instinkte sind überall dieselben. Was wir als Unmenschlichkeiten und Grausamkeiten an Denen da drüben verurteilen, das machen auch wir nicht besser, nur anders. Wie viele von den Kriegen, in denen wir Hunderttausende von Menschen abschlachten, haben eine gerechte Ursache gehabt? Und die armen Wilden da drüben, sie verstehen das Schlachten doch lange nicht so wie wir! Sehen Sie sich alle die Kanonen da unter uns an, die ihre Hälse aus den Helsenlöchern strecken, wie viel Menschenarbeit kostet es, das zu leisten, was so ein Rohr, mit Schrapnell's gefüllt, in einer Sekunde zu leisten vermag, und was gäbe der König von Dahomey darum, hätte er eine einzige Batterie, um sich bei seinen Menschenopfern die Arbeit zu ersparen!“

„Ich bin in langem Dienst hier oben alt geworden und fromm, aber nach meiner Weise. Die ganze Welt ist ein Kampf des Guten mit dem Bösen, aber das Böse muß stärker sein als das Gute, denn es schafft und erhält den Kampf, ohne den wir es hienieden nicht würden aushalten können, und deshalb muß man sehr stark sein, um gut zu sein, denn alles Schwache schlägt sich bald auf die Seite des Stärkeren . . . Sehen Sie, da drüben wird wieder zum Kampf gerüstet, und ich muß auf meinen Posten gehen!“

schloß der alte Seebär, gen Westen deutend, wo sich die Wolken zusammenballten. Er schob seinen Kautabak in die andere Wange, wünschte Wolf eine gute Nacht und trat in das Haus.

Wolf stieg in die Stadt hinab; die Philosophie des Alten war ihm nicht verständlich, sie schmeckte nach dem Priapismus, den er in den südafrikanischen Ländern eingelesen haben mochte. In seinem Kopf wimmelte es nach diesem Gespräch von Schwarzen, von Tigern und Elephanten, dazwischen aber tauchte wie eine liebliche Bändigerin seiner Gedanken die kranke Lucy wieder auf.

Wie sie wohl über all' das denken mochte? Lucy war, wie kindlich sanft und folgsam sie auch sein mochte, doch eine starke Seele; sie hatte ihm das bei dem Schiffbruch gezeigt und jetzt wieder bewies sie das in ihrer Krankheit. Alles Elend war über sie, ein so zerbrechliches Geschöpf, gekommen, aber sie ertrug es mit Resignation. Ein starker Wille hatte schon dazu gehört, als sie sich zur Flucht entschlossen, und jetzt war sie stark genug, sich auch von ihm trennen zu wollen!

Besah er selbst diese Stärke? Seit Lucy ihm das gesagt, empfand er etwas, das ihm bisher fremd gewesen. Er hing an etwas, das ihn mit so sonderbaren Empfindungen erfüllte, ihn zu Wahrnehmungen an sich zwang, die ihm neu und im Grunde unbehaglich waren. Große Kämpfe, gewaltige Krisen und Katastrophen, ein Ringen mit Gefahren und dergleichen würden ihn gewappnet gefunden haben, aber so beschämend elend an das Krankenbett eines Weibes gefesselt zu sein, nicht einmal den Muth zu haben, zu antworten: „Gut, so mögen unsere Wege sich trennen!“ das erschien ihm kläglich.

Und darüber dachte er die ganze Nacht; sie verstrich ihm schlummerlos und so schnell! . . . Am Morgen, als er im Gastalon sein Frühstück nahm, gesellte sich Eschenburg wiederum zu ihm. Sie seien beide Touristen, sagte er; vermuthete er ihn nicht in so reizenden Banden, er würde ihm Reisevorschlüge machen. Wolf hörte nur halb und zerstreut, als er ihm von Aegypten, diesem unvergleichlichen Tummelplatz unternehmender Geister, sprach. Er antwortete nicht, er sah auf Kohlen. Da ließ ihn Lucy wieder rufen.

Er fand sie im Bette sitzend, ihre Farbe war lebhafter, ihre Augen waren nicht mehr so matt; das wunderbare Haar war von der Wärterin über ihrem Haupt aufgesteckt, auch ihre Lippen hatten wieder Farbe.

Sie reichte ihm mit kindlichem Lächeln die Hand. „Es ist besser mit mir!“ sagte sie. „Der Schlummer hat mich gestärkt; der Arzt, der eben von mir gegangen, gibt mir die Hoffnung, schon in einigen Tagen das Bett zu verlassen, und dann soll Ihre Geduld erlöset sein! Werden Sie heute zu Mr. Bird gehen?“

Wolf machte ein unzufriedenes Gesicht.

„Lassen Sie mich mit Dem in Ruhe!“ sagte er, vor sich hinblickend, während er neben ihr saß. „Morgen gehe ich von selbst, oder übermorgen, sobald es Zeit ist!“

Lucy hatte ihm ihre Hand überlassen, er hielt sie unbewußt; dann plötzlich schaute er sie lange fragend an.

„Ich verstehe mich, wie ich Ihnen sagte, nicht auf Krankheiten. Wird es Sie nicht angreifen, wenn ich Ihnen etwas erzähle — etwas für Sie ganz Gleichgültiges; ich möchte nur hören, wie Sie urtheilen.“

„O, ich bin sehr gespannt! Es wird mich zerstreuen, denn Sie begreifen, ich muß oft denken an . . .“

„Sie brauchen nicht zu denken,“ unterbrach er sie. „Wir geht da so eine Ähnlichkeit zwischen unseren beiderseitigen Verhältnissen durch den Kopf. Sie, Lucy, haben einen so großen Abscheu vor dem Schleichhandel . . .“

„O, nicht doch!“ lächelte sie. „Meine Amme war ja das Weib eines verunglückten Contrabandista! Nur gegen die Rohheit und Grausamkeit Derer, die ihn treiben, die mich zur Zeugin ihrer blutigen Gewaltthaten machten! Seit ich fern von ihnen bin, denke ich auch milder über sie. Mir graute davor, das Weib eines Mannes zu werden, der vor meinen Augen das Blut abwusch, mit welchem er um schändlichen Gewinnes willen seine Hände besudelt und seine Seligkeit geopfert.“

Wolf überlegte.

„Hm! Sie sprechen von der Seligkeit, Lucy! . . . Und wenn nun Ihr eigener Vater ein Schleichhändler gewesen wäre, der vielleicht auch seine Hände besudelt?“

Lucy schien betroffen durch diese Frage.

„Würde ich, die Tochter, eine Schuld treffen? Würde ich, sein Kind, seine Richter sein dürfen? Ich würde nur beten können, daß ihm seine Schuld vergeben würde.“

„Beteten!“ wiederholte Wolf vor sich. „Das kann nicht Jeder!“

„Sie sind doch nicht gottlos, Wolf?“ fragte Lucy, die seine Worte nur halb verstanden.

„Ich bin in meiner ersten Kindheit halb zum Seemann, später zum Soldaten erzogen worden, und da war das Beten natürlich immer eine Nebensache. Wie viel es hilft, das weiß ich nicht, aber die Frauen habe ich immer gern beten gesehen. So zum Beispiel wenn ich Sie, Lucy, für mich beten sähe, da würde ich mir sagen: Du mußt in den Himmel kommen und wärst du der schlechteste Kerl! Es mag ja auch beim lieben Gott viel auf die Fürsprache ankommen!“

„Den Armero sagte mir einmal spottend, mein Vater sei arm geblieben, weil er, der allerdings mit ihm gemeinsam auch an dem Schleichhandel theilhaftig, jedes Blutvergießen verabscheute.“

„So? Also doch! Stellen Sie sich vor, daß ich gestern durch ein zufälliges Begegnen in Erfahrung gebracht, mein Vater sei während einer vielfährigen Abwesenheit von Weib und Kind durch Sklavensjagd reich geworden, die er im Innern von Afrika getrieben. Nicht wahr, Sie halten das für abscheulich?“

„Es ist gegen unsere sittlichen und religiösen Gesetze,“ sagte Lucy mit Kopfschütteln, „aber wir, die Nachbarn der afrikanischen Küste, denken milder darüber. Ich war als Kind mit dem Vater mehrmals drüben in Tanger, im Hause eines reichen maurischen Geschäftsmannes; der hatte acht Sklaven aus den südlichen Bergen der Sahara, die von den Tuareks nach Marokko verkauft worden. Aber sie waren Alle glücklich und hätten ihr Loos nicht gegen ein anderes vertauschen mögen. Freilich werden es nicht Alle so gut haben.“

Wolf war es, als könnten nur die Engel so sprechen wie sie, mit dieser warmen, zum Herzen dringenden Stimme. Es passirte ihm zum ersten Mal, daß er eine Frauenhand küßte.

„Lucy,“ begann er nach kurzem Sinnen, „ich will zu dem Reverend Bird gehen, aber werden Sie einverstanden sein mit dem, was ich ihm zu sagen gedenke?“

Fragend schlug sie die sinnigen Augen zu ihm auf.

„Und was ist dieß?“

„Ich sehe wohl ein, daß ich mich nicht so leicht von Ihnen trennen kann, wie Sie es zu können scheinen. Nicht wahr, Sie sind eine Waise? Sie sagten mir so!“

„Die sich zu guten Leuten sehnt! Die Schwester schrieb schon mehrmals, sie sehne sich, mich zu sehen, nachdem sie vor zwei Jahren ihrem Gatten nach Deutschland folgte. Ich hörte lange nichts von ihr; Don Armero wird ihre Briefe vernichtet haben, aber seit der Oheim mich wie eine Leibeigene behandelte, die er an einen Glenden verkaufen konnte, stand mein Plan fest. Sie, Wolf, erschienen mir wie ein Bote, den mir Gott gesandt; vielleicht war's das Bedürfnis nach Schutz, das mir gebot, ein so großes Vertrauen in Sie zu setzen, als ich Sie sah; ich glaube nicht, daß ich einem Andern so leicht vertraut hätte,“ setzte sie über sich lächelnd hinzu.

Wolf war's überwarm um das Herz geworden.

„Sie verlangten zu wissen, was ich Mr. Bird sagen wolle. Es sind nur ein paar Worte, das Uebrige soll er dann sprechen, natürlich, nachdem auch Sie gesprochen haben . . . Daß Sie mein Weib werden sollen!“

Lucy erschrak. Sie ward bleich, kein Blutstropfen war in ihrem Antlitz. Wange schaute sie vor sich nieder.

„Sie sprechen nicht, Lucy!“ mahnte er mit bewegter Stimme.

Wieder vergingen Minuten. Ihre Hände lagen regungslos auf der Decke; allmählig aber begann ihre Brust heftiger zu athmen.

„Sie sind katholisch und ich bin Protestant,“ fuhr Wolf fort, „aber meine Religion sith mir so bequem, daß ich sie nie gefühlt. Sie sagten mir, Ihre Mutter sei eine Norddeutsche gewesen.“

Lucy rang noch nach einer Antwort.

„Wolf,“ sagte sie endlich, ohne aufzuschauen, „ich war nicht gefaßt auf diese Rede!“

„Sie haben sich von Ihrer Heimat getrennt; wissen Sie denn, was Ihrer in der Fremde wartet?“

Lucy's Brust hob sich unter einem tiefen Seufzer.

„Auch ich habe mich so gefragt, als ich sah, wie das Schicksal meiner Flucht Alles in den Weg legte; aber kann das allein mir die Antwort diktiert?“

„Ich glaube, Sie hätten mich gern, Lucy!“ Wolf's Ton klang so herb naiv.

„Ja, das ist wahr!“ Jetzt erst schaute sie auf, ihre Augen hasteten groß und ehrlich auf ihm. „Es ist wahr, Wolf! Und das eben macht mich bedenklich! Weiß ich denn, ob Sie mich genug lieben, eine Waise, ein Mädchen, das sich an Sie drängte, Sie zwang, ihr Schutz zu verleihen? Der schreckliche Vorfall auf dem Wasser hat uns zu enger Freundschaft verbunden; es ist mir, als kenne ich Sie schon Jahre lang; ich vermisse Sie, wenn Sie nicht bei mir sind . . .“

„Lucy, warum all' die vielen Worte! Sagen Sie Ja, so gehe ich zu Mr. Bird; sagen Sie Nein, so gehe ich hinüber nach Afrika und jage Löwen und Elephanten, bis ich Sie werde vergessen können! Ich habe schon einen Reithöfchen gefahren.“

„Wenn ich mein Herz frage, so werde ich wohl Ja sagen müssen, aber mein Verstand fragt mich: wird Wolf dich genug lieben, um dich glücklich zu machen?“

„Ah bah, das sind Ausflüchte! Kann ich das selber wissen? Kann überhaupt ein Mensch das wissen? Ich habe nie daran gedacht, ein Weib zu lieben, aber ich habe es überlegt, darnach eingesehen und mir gesagt: nur wenn ein Weib dich liebt, wird es dir geschehen, daß du sie wieder liebst, falls sie dir gefällt, und das ist jetzt geschehen, und ich glaube nicht, daß ich mit einem andern Weibe je zurecht gekommen wäre wie mit Dir, Lucy!“

Er nahm ihre Hand und preßte sie. Lucy lächelte bang und befangen.

„Gehen Sie noch nicht zu Mr. Bird!“ sagte sie, ohne aufzuschauen . . . „Ich bin noch schwach, Wolf; Sie sollten Schonung mit mir haben! Heut Abend oder morgen will ich es Ihnen sagen.“

Wolf ging unzufrieden. Da er einsah, sich nicht mehr von ihr trennen zu können, wollte er sie heirathen.

war wirklich ein vernünftiges Frauenzimmer, mit dem er auszukommen hoffte. Ein Weib war wohl sehr lästig, das verheimlichte er sich nicht, aber schließlich: welche Gefahr konnte er mit dem Heirathen laufen! Wenn so manchem Manne die Ehe eine Bürde ward, so war der selbst daran Schuld. Er, der gewaltige Wolf von Hangenstein, konnte ein Weib tragen so leicht wie eine Feder, aber auch ebenso zerbrechen wie eine solche.

Daß ihm Lucy eine höhere Vorstellung von dem Wesen und Beruf des Weibes gegeben, konnte er sich nicht gestehen. Sie mit ihrer eigenthümlichen Schönheit, ihrem herzogwinntenden Vertrauen, ihrem unbefangenen und doch so keuschen, sinnigen Benehmen war ihm eine angenehme Gesellschafterin, ein liebliches Spielzeug geworden; daß sie ihm fernerhin mehr sein solle oder könne, das lag seinen Gedanken fern.

Er begab sich in den Salon hinab. Er suchte Gesellschaft; ihm war das Herz so aufgeregert; er wollte plaudern, was sonst nicht seine Gewohnheit. Eschenburg kam ihm gerade recht.

„Ich heirathe!“ sagte er, sich zu ihm setzend, der sich scheinbar in eine englische Zeitung vertieft hatte.

Eschenburg, wieder in feinsten Toilette, schaute erstaunt auf. Er lächelte, als verstehe er.

„Vermuthlich die junge Dame, die Sie entführten?“ fragte er verbindlich.

„Meinetwegen... nennen Sie es so!“

Mit heimlich prüfender Miene, als sinne er über das Gehörte, hasteten Eschenburg's halb geschlossene Augen auf ihm.

„Ich gratulire!“ sagte er schnell, als wolle er nachhaken, was er vergessen. „Ich kann nur Eins bedauern, daß ich einen Reisegefährten verliere, auf den ich schon halb und halb gerechnet. Sie werden Ihre Hochzeit ganz im Stillen feiern?“

„Und abreisen.“

„Nach Marseille, vermüthe ich?“

„Ja!“

Eschenburg überlegte einen Moment.

„So werde ich hoffentlich unterwegs die Freude haben, Ihre schöne Gattin kennen zu lernen, denn ich bin durch soeben erhaltene Nachrichten auch mit meinen Plänen un- einig geworden...“

Wolf entfernte sich bald, um noch einmal mit seinem Freund, dem alten Seemann, zu plaudern und auch seinerseits noch einmal zu überlegen, was doch in ihm schon fest und unwiderruflich war.

Lucy, als er gegangen, sandte die eintretende Wärterin fort. Sie wollte allein sein. Das Haupt auf die Arme zurückgelehnt, lag sie da und starrte zur Decke. Das Krankenbewußtsein schien vor der Gewalt sie bestürmender Gedanken gewichen zu sein. Was sie eben gehört, war ihr noch unfaßbar.

Sie hatte ihn lieb gewonnen, diesen so ungewöhnlichen Mann, der ihr so redenhaft erschienen, daß sie ihn erhaben über all die niedrigen Instinkte glaubte, von denen sie bisher umgeben gewesen. In einer Brust wie der seinigen konnte sie nur Gefühle großen Styls vermüthen und sie, die Schutzbedürftige, hatte sich dem Titanen angeschmiegt in der frommen Ueberzeugung, daß er nicht fähig, einem Kinde wehe zu thun. Die Umstände hatten unterdessen eine Intimität zwischen ihnen gestiftet, der sie sich gern hingab. Wenn sie in der neuen Heimat eingetroffen, sollte er ihr ein treuer Freund und Rathgeber bleiben, so hatte sie gehofft, und jetzt...

Diese Wendung hatte sie ernstlich erschreckt. Wolf hatte seine Werbung in so ehrlichem Ton, mit so leidenschaftsloser Miene, aber doch in einer Weise gemacht, die sie eigentlich nicht beunruhigen konnte, der Gedanke aber, ihn missen zu sollen, war auch ihr peinlich.

Sie wollte mit ihm sprechen, ruhig und aufrichtig, so beschloß sie endlich. Sie wollte ihm sagen, wie werth er ihr sei, aber ihn bitten, sie erst an ihr Ziel zu führen, und dann... Wolf war ja ein so vernünftiger, gerade denkender Mann; es konnte ihn nicht verletzen, wenn sie ihm das lächelnd und schonend sagte, ihn versicherte, wie lieb sie ihn habe...

Stundenlang lag sie da; die Diakonissin ward immer wieder hinausgeschickt, wenn sie kam; diese warnte vergeblich. Der Arzt fand seine Patientin in einer ihm unbegreiflichen Stimmung. Das Fieber hatte aufgehört, aber an seine Stelle war eine ihm nicht verständliche geistige Erregung getreten. Sie sei ganz gesund, behauptete sie; das Lager reizte sie wie Dornen, sie wolle aufstehen.

Kopfschüttelnd ging der Arzt; er hatte die Autorität über die Kranke verloren und vergeblich vor einem Rückfall gewarnt.

Als er fort, erhob sich Lucy wirklich. Sie fühlte sich kräftig genug. Als der Abend herabsank, saß sie mit im Schooß gefalteten Händen, vor jedem Geräusch draußen erschreckend.

Sie flüsterte zuweilen einen Namen, und wenn der auf ihre Lippen kam, schaute sie bestürzt über sich selbst zur Thür.

„Nein, nicht das ist es mehr, was mich zaudern machen könnte,“ beruhigte sie sich flüsternd. „Es war eine Kinderthorheit! Valerio ist fort, wir haben uns verzessen, und Ernesta, die Schwester, auch sie zog damals mit ihrem Gatten fort, schon vor bald drei Jahren... Nein, nicht das ist es!... Aber weiß ich denn, wie auch er sagt,

was meiner wartet, die ich so sorglos in eine mir wildfremde Welt hinaus will? Alles hat sich verschworen, mir den Weg zu verlegen; der Schiffbruch, die Krankheit... Aber bleiben? O, nimmermehr! Don Armero selbst ist roh und fühllos geworden, seit er so intim verbündet mit diesen Gefellen, von denen Einer den Verrath des Andern fürchtet...“

Wolf's Eintreten unterbrach sie. Erstaunt sah dieser sie auf einem Sessel. Sie wollte ihm entgegen; er drückte sie auf den Sessel zurück, ihr Vorwürfe machend über ihre Unvorsichtigkeit.

„Sie selbst sind ja Schuld daran, Wolf! Seit Sie mir sagten... litt es mich nicht mehr auf dem Lager!“

„Dat Sie das so unruhig gemacht?“ Er zog die Stirn in Falten. „Die Diakonissin beschwor mich schon draußen, Sie zur Vernunft zu bringen; der Arzt, sagt sie, befürchte das Schlimmste.“

Lucy lächelte, Wolf aber bemerkte das krankhafte Farbenspiel auf ihrem Antlitz.

„Ich komme morgen, übermorgen, nur um Ihnen zu zeigen, daß ich der Vernünftigere bin; aber unter der Bedingung, daß Sie sofort wieder das Lager suchen.“

„Ich danke Ihnen, Wolf! Ja, Sie sind der Vernünftigere! Ich bin und bleibe eine Thörin.“

„Das sind Sie nicht, Lucy! Ich sage mir selbst, daß es nicht klug gewesen, Sie in Ihrem Zustande mit dergleichen aufzuregen. Was es mich auch kostet, ich warte und Sie gehen in's Bett!“ Er küßte sie auf die Stirn, rief die Wärterin und ging, sehr unzufrieden mit ihr.

„Er ist rauh, aber edel!“ Lucy stand noch vor dem Lager, als die Wärterin eintrat. „Diese Nacht will ich überlegen.“

(Fortsetzung folgt)



Plaudereien über Genießbares und Ungenießbares.

Von Th. Kist.

(Nachdruck verboten.)

Das Bedürfnis, Speise und Trank zu sich zu nehmen, tritt an jeden Sterblichen täglich so und so oft heran, entweder aus Nothwendigkeit, weil die Maschine des Körpers der Heizung bedarf, oder, wenn es die Mittel erlauben, auch aus Gemüthsheit; letzteres gilt natürlich nur für die Fälle, in denen über den Durst und Hunger oder zwischen den festgesetzten Mahlzeiten dem Genuße gekräftigt wird. Man isst, um zu leben. Der Viehbesitzer, der Arbeiter findet in der geregelten Essenszeit keine Erholung und Stärkung, schenkt sich und wenn er Familie hat, keinen Angehörigen, oder auch anderen, nicht in's Geschäft einschlagenden Dingen Aufmerksamkeit, ihm werden die Tafelgenossen einen besondern Genuß gewähren. Es ist ein ganz gewaltiger Unterschied, ob Einer allein isst oder in Gesellschaft. Das Alleinessen bietet nichts Anderes als eine Reihe physischer Genüsse, die, je nachdem das Vorgefetzte durch die Kunstmittel der Küche verfeinert wurde, hoch oder niedrig ausfallen; wenn sich aber mehrere Personen zu Tische zusammengesellen und wenn von diesen beim Essen nicht Jedes einzig an sich selbst denkt, sondern Alle durch das Band der Familie und Freundschaft vereinigt werden, so nimmt an dem Genuße auch das moralische Gefühl einen wesentlichen Antheil und äußert sich durch die Lust zu sprechen und zu scherzen. Nur Solche, welche sich neben dem Appetit auch vom moralischen Gefühle leiten lassen, empfinden ihre Mahlzeiten als wahre Feste, als interessante Zeitpunkte ihrer Tagesbeschäftigung, als Vergnügung. Wer in Hast, wie Mantegazza sagt, „gleich dem Hebräer, der mit dem Stode in der Hand, aufrecht stehend, im Begriffe war, Aegypten zu verlassen,“ für seinen Magen sorgt, wer außerdem die Geschmacks-genüsse mißbraucht, der beraubt sich auch der Lust, mit Appetit zu essen und unterscheidet sich wenig von dem Thiere, welches Nahrung zu sich nimmt, sobald es solche findet.

Wir wollen aber nicht weiter auf derartige Entwicklung der aus dem Geschmacksinne entspringenden Belustigungen eingehen, welche ein ganzes Kapitel füllen könnten, sondern leichtin von einem Gegenstande zum andern eilen, wie er sich gerade zur Betrachtung aufdrängt.

Selbst der vollendetste Gourmand, wenn er sich den Gaumengelüsten widmet, denkt etwas dabei, er denkt darüber nach, was er isst. Wenige solcher Künstler wissen aber von dem, was sie zum Munde führen, mehr, als auf dem Speisezetteln steht, oder höchstens noch können sie uns treffliche Anweisung geben, wie die schmackhaftesten Pastetchen, Hachis, Farteleten u. bereitet werden. Aber Ursache, Entstehung und Wachsthum, mit einem Worte die Geschichte aller guten Schächeln, die des Menschen Gaumen kitzeln und seinen Magen füllen, wie Wenige kennen dieß, und wenn wir selbst bei den alltäglichsten Dingen, welche auf den Tisch kommen, stehen bleiben, wie reichlich geben sie zu denken auf! Koch mehr könnten die Glücklichen, welche an einem mit den auserselbststen Lederbüßen besetzten Tisch sich versammeln, auf leichte Art zu ihrem Rug und Frommen eine Sammlung von Kenntnissen sich anlegen, wenn ihr Sinn darnach stünde, sich über das zu instruiren, was sie essen werden, denn Meer und Erde legen ihre seltensten, kostbarsten Produkte auf den Altar des Geschmacksgenusses, wo die Feinheit des Luxus in ihrem köstlichsten Gewande einhergeht.

Es ist eine ausgemachte Sache, daß Männer, welche sich mit dem Studium naturwissenschaftlicher Zweige befassen, bei allen Dingen, welchen sie Aufmerksamkeit schenken, Reflexionen über die

Natur der Gegenstände zu machen sich gewöhnen. Man kann sagen, daß solche Leute auch mit dem Blick des Verstandes essen, und namentlich Zoologen, Physiologen, Botaniker werden im Geiste angeregt durch alle bei Tische anlangenden Materialien, indem sie prüfen, erkennen und das Gedächtniß mithelfen lassen, um auch während der Mahlzeit dem Forscherbedürfnisse Rechnung zu tragen. Ich kenne einen Anatomen, der uns Schülern beim Vortrage der vergleichenden Zootomie immer an's Herz legte, nur Kalbsköpfe, Kalbsfüße, Schweinstöcherl und, wenn es die Moneten gestatten, auch Geflügel zu verzehren, um auf diese Art die Knochen bestimmen zu lernen. Und ich muß gestehen, daß es einem Jünger der Zootomie viel Vergnügen machen kann, auf diese Art des Klassifizirens von Skelettheilen einzugehen, wenngleich es nicht sehr artig ist, auf dem Teller die Beenden zusammen zu fuchen. Nun, jeder Naturliebhaber wird es auch nicht so treiben. Dagegen hat solche Verstandesarbeit auch praktisches Interesse. Die Frage um das Sein oder Nichtsein eines zweideutigen Gassenjägers, den man in einem ebenfalls zweideutigen Gasthause sich vorsetzen läßt, zu entscheiden, könnte solche Studien veranlassen. Der vorsichtige Zoologe betrachtet sich, ehe er den Bissen zum Munde führt, die untere Fläche der Lendenwirbel eines Hasenfragments; sind hier kleine Knochenfortsätze (sogenannte Dornfortsätze) zu erkennen, so repräsentirt sich der Hase zweifelsohne als das, was er vorstellen soll, fehlen aber diese Erhabenheiten und sind die Wirbel glatt, so kann der Biemer ebenfogut von einem niedlichen Käjchen datiren.

Es könnte Einer, wenn er Lust dazu hätte, beinahe die ganze Osteologie und noch dazu die Eingeweidelehre einiger Wirbelthiere sich zu eigen machen, wenn er im Laufe der Zeit etliche Vögel und Fische in einem andern Sinne des Wortes „mit Verstand“ genießen wollte und gleichzeitig bei der Zubereitung dieser Gegenstände etwas die Nase hineinsteckte (letzteres aber nicht wörtlich zu verstehen).

Ganz besonders läme ein bißchen Naturwissenschaft — Küchenzoologie, Küchenbotanik, Küchenchemie — unseren lieben Hausfrauen zu Rugen. Heiligt verwahre ich mich davor, den geehrten Leserinnen einen Vorwurf zu machen oder in die ehrbare Kochkunst einreden zu wollen. Es gibt aber viele, viele Dinge, deren Wissen der Hausfrau wohl anstünde, und welche weder in Kochbüchern oder sonstigen Hausbüchern stehen, noch zu deren Erlernung von Müttern und Vätern Anleitung gegeben wird.

Hier ein Beispiel. Bei dem hohen Nährwerth unserer Waldpilze, welcher durch die chemische Analyse festgestellt worden ist, und bei dem Umfande, daß sowohl niedere Volksschichten in den Schwämmen einen billigen und genügenden Ersatz für andere gleichwerthige Nährmittel finden, als auch in besseren Kreisen die Schwämme gern auf dem Tische gesehen werden, ist es längst an der Zeit, daß namentlich Schulen und die Presse Belehrung und Kenntnisse zu verbreiten beitragen, welche hier den Schutz des Menschenlebens gewähren sollen. Wissenschaft und praktische Erfahrung gehen Hand in Hand, durch beide ist längst festgestellt worden, welche Pilze essbar und welche giftig sind, aber beide haben erst in jüngster Zeit einen ganz besondern Erfolg in dieser Sache zu verzeichnen, nämlich den, die Ursache aufzudecken, warum gewisse als harmlos betrachtete Pilze unter bestimmten Verhältnissen giftig werden können. Nachdem eine zur massenhaften Verwerthung kommende Pilzsorte, die ehbare Morchel, nicht selten schädliche Wirkungen gezeigt hat, die man sich nicht erklären konnte, gelang es endlich Professor Ponsid, durch seine genauen und verdienstvollen Untersuchungen Licht in die Sache zu bringen und Thatsachen aufzudecken, welche eine Reihe Naganwendungen nach sich ziehen. Geschichtliche Daten und die große Konjunktion der Morchel haben den Beweis geliefert, daß dieselbe für viele Tausende eine unschädliche Speise darstellt, daß aber auch in einer ansehnlichen Reihe von Fällen die übelsten Krankheitserscheinungen, selbst der Tod durch den Genuß des vielbenützten Nahrungsmittels hervorgerufen worden sei. Der schlimme Ausgang hängt ganz und gar nur von der Art der Zubereitung ab. Roh, frische Morcheln wirken selbst in sehr kleinen Mengen giftig, die gedochten Morcheln sind es nicht mehr, wohl aber behält die Brühe, welche beim Sieden mit Wasser aus ihnen gewonnen wird, ihre giftigen Eigenschaften; dieß gilt ebenso von dem heißen Wasser, mit welchem die geschichteten Pilze abgewaschen werden, da es die toxischen Bestandtheile auslaugt. Unbewußt hat die Praxis der Küche durch ihre Regeln und Vorschriften über die Bereitung des Morchelgerichtes die Schädlichkeit dieses Pilzes herabgesetzt, indem ihre Anweisungen nur den Zweck haben sollten, die zwischen den Falten, den mannigfachen Spalten und Hohlräumen der Pilze sich anhängenden fremden Körper, die dem Waldboden angehörten, zu entfernen. Zufälligerweise ist bei der Morchel die Reinigung von all' den Sand- und Erdkörnern, Frächtnadeln, Moos und Rindenpartikeln u. nur dann möglich, wenn durch vorheriges Auflösen und wiederholtes Uebergießen mit heißem Wasser der Pilz biegsam wird. Die Schwämme werden alsdann abgießt, die Brühe oder Waschlauge entfernt und der bisher ahnungslos mit ihnen ausgelagte Giftstoff weggeschüttet. Die genaue Befolgung von bloßen Reinlichkeitsmaßregeln ist darnach bis jetzt einzig daran schuld, daß die Morchel ihren Platz unter den essbaren Pilzen beibehalten hat. Wird aber das Auskochen der Pilze außer Acht gelassen und lediglich dem Bewußtsein vertraut, daß die Schwämme mit lauem oder kaltem Wasser ohnehin tüchtig ausgewaschen wären, so kann diese Sorglosigkeit von folgenreichem Unheil werden. Die verzeichneten Fälle von Vergiftungen lassen keinen Zweifel darüber auskommen, daß sie jedesmal durch Unterlassung dieser Vorsichtsmaßregel oder selbst durch den Genuß der Pilze als Suppe (mit der Brühe) ihre Entstehung nahmen. Die Zubereitungsvorschriften für Pilze haben also durch Ponsid eine wissenschaftliche Basis erhalten, und es ist zu wünschen, daß auf diesem Gebiete noch mehr Fortschritte gemacht werden, die eine größere Gewähr für die Sicherheit des Lebens zu bieten vermögen.

Es mag noch nachträglich bezüglich der Morchel Erwähnung finden, daß gedörrte, über ein halbes Jahr alte Stücke den Giftstoff völlig verloren haben und ohne Vorsichtsmaßregeln verspeist werden können.

Nun zu etwas Anderem. Nicht minder dringlich erscheint es, bei der Heranbildung von Mädchen, welche später einmal der Küche vorstehen sollen, auf dem Wege des Anschauungsunterrichtes die Entstehung der Scharrother im menschlichen Körper zu definiren. Der Widerwille der Frauenwelt gegen Alles, was „Wurm“ heißt, verliert sich alsbald, wenn die interessante Lebensgeschichte der Scharrother die Reugierde oder besser Kernbeugierde gestillt hält. Ich bezweifle sehr, daß es zum Beispiel viele Frauen gibt, welche an dem vom Schlächter in's Haus gebrachten Fleisch eine Finne



1. Papeete, Hauptstadt von Tahiti. — 2. Königin Pomare IV. — 3. König Pomare V. — 4. Titaua, die Schwester der Königin Marau. — 5. Hafen von Papeete. — 6. Tahiti'sche Singhäre. — 7. Königin Marau.



Schachspiel mit lebenden Figuren, gespielt im Festsaal des akademischen Vereins zu Lund. Zeichnung von H. Andersen. (S. 91.)

erkennen, und doch wäre dieß für unser körperliches Wohlergehen außerordentlich wichtig. In großen Städten, in denen die Fleischbeschau sehr streng gehandhabt wird, kommt es nicht leicht vor, daß sinniges Schweinefleisch zum Verkaufe gelangt, in kleinen Ortschaften paßirt dieß sicherlich hie und da. Der Beweis liegt ja vor, denn es kommt heute noch der Bandwurm beim Menschen reichlich vor und der Bandwurm, wenigstens die eine Art Taenia solium, entwickelt sich nur nach und nach aus dem Genuße einer Finne.

Für einen andern, in manchen Gegenden außerordentlich häufigen Bandwurm, den Bothriocephalus latus, hat erst im vorigen Jahre Dr. Braun die Entstehungsart nachgewiesen. Die Jugendform desselben lebt nämlich im Muskelfleisch und den meisten Organen einiger Fische, namentlich im Hecht und in der Quappe. So überbergten in Dorpat fast alle zu Markt gebrachten Hechte in ihrem Fleische im Muskel zwanzig bis dreißig Bothriocephalen und noch massenhafter waren sie in den Quappen vorhanden. Da dort zu Lande vorzugsweise von der ärmeren Bevölkerung Fische gegessen werden, deren Zubereitung, Räucherung u. v. viel zu wünschen übrig läßt, so ist es erklärlich, warum die Bandwurmpilge endemisch geworden ist. Braun hat durch Fütterung solchen bothriocephalenhaltigen Fischfleischs an Hunde und Katzen unter ganz besonderen, keine Irrung zulassenden Umständen den gleichen Bandwurm des Menschen heranzüchten lassen und so auch durch das Experiment bewiesen, daß Fische die Infektionsquelle oder die Zwischenwirthe für die Bandwurmart repräsentiren. Für Süddeutschland dürfte der Genuß von Hechten für das Vorkommen des genannten Schmarogers außerdem verantwortlich gemacht werden. Eine Sicherheit gegen die Invasion der Bandwurmburde durch Fischgenuß gewährt natürlich nur sorgfältiges und ergiebige Kochen oder Braten, welches die Bandwurmeime zu zerstören vermag. — Etwas Aehnliches ist das Spiel mit Hunden. Allenhalben in den Wohnungen der Reichen und auch minder Bemittelten begegnen wir diesem Gesellschaftler des Menschen, bei Vielen ist er Gegenstand der verschwenderischsten Liebe, wird verhätschelt, verzärtelt, ja, er darf sogar mit seiner unreinen Zunge die Lippen seiner zu anderer Zeit vor Spinnen oder einer todtten Biene sich ekelnden, hier aber ganz merkwürdig eckelreien Herrin berühren. Weiß sie nicht, daß sie sich den Tod fassen kann? Zahllose Hunde werden von einem sehr kleinen Schmaroger heimgeführt, dessen winzige Eier auf alle mögliche Weise auf den Menschen übertragen werden können, bei ihm sich einnisten und dann zu mächtigen, selbst faustgroßen Geschwülsten (Echinococcusbläschen) in den edelsten Organen des Körpers heranwachsen. In einem reinlichen Hause sollte der Hund niemals in die Küche gelassen, niemals gleichzeitig an die Mahlzeit seines Herrn herangezogen werden. Nur allzu gern steckt die Köchin, während sie zum Beispiel das Fleisch zurichtet, dem Vieblingsthiere kleine Bissen zu, oder beim Mahle reichen die Familienangehörigen dem Hunde Brocken vom Tische. Die Hand, welche soeben die feuchte Schnauze des vielleicht mit Hunderten von Schmarogern behafteten Thieres berührt, fährt zurück zur Speise und zum Munde des Menichen und macht so vielleicht den Zwischenträger für ein an der Schnauze klebendes Bandwurmei.

So wären hier in äußerst kurzen Umrissen einige wissenschaftliche Dinge angedeutet worden, die einer größeren Verallgemeinerung bedürfen; nun wollen wir noch einen kleinen Abstecher in das eigentliche Gebiet der Küche machen und die Zubereitung des Fleisches, zunächst das Kochen desselben, in Augenschein nehmen. Soll man Fleisch durch langsame Erwärmung des Wassers garkochen oder soll es erst dem siedenden Wasser zugeführt werden? Ohne hier im Geringsten die vagen Meinungsausführungen der Köchinnen zu berücksichtigen, lassen wir uns hierüber einfach von der Chemie Aufschluß geben. Durch das Kochen in Wasser werden aus dem Fleische die in Wasser löslichen Stoffe ausgelaugt und theilen sich der Fleischbrühe mit. Wird aber das Fleisch langsam erwärmt, so löst sich auch ein beträchtlicher Theil der Eiweißsubstanzen aus dem Muskel, welche dann gerinnen und als braungraue, schaumige Masse (Fleischschaum) abgeschöpft werden. Das Muskelgewebe ist es aber, was wir in dem Fleische hauptsächlich bezahnen, denn die Nährsalze, welche in ihm enthalten sind, bekommen wir auch in anderen Nahrungsmitteln, und noch dazu billiger, zum Beispiel im Gemüse, Bier u. In der abgeschöpften Masse geht also gut bezahlte Waare für die Ernährung verloren. Anders ist dieß, wenn in kochendes Wasser Fleischstücke eingelegt werden. Hier gerinnen sofort die Eiweißbestandtheile und die wichtigsten Nährstoffe werden so zum größten Theile wenigstens zurückgehalten. Allerdings wird hier die Fleischbrühe weniger schmackhaft, wenn man das Fleisch nur kurze Zeit kochen läßt, geschieht dieß aber länger, so läßt auch diese nichts zu wünschen übrig. Die ganze Fleischkuderei ist bei Vielen Laune oder Geschmackssache und viel Unkenntniß dabei im Spiele. Wer dazu verurtheilt ist, in Gasthäusern das mandarin stundenlang gekochene Fleisch genießen zu müssen, der ist herzlich zu bedauern und wird es nicht dahin bringen, Tag für Tag in der Woche bloß gelotetes Rindfleisch mit stets neuem Wohlgeschmack zu verzehren; hierzu gehört eine gewisse Technik, die ihren Kern darin findet, daß jedes Stück Rindfleisch nach seiner Qualität und Herkunft in verschiedenem Grade gekocht werden muß. Es hängt dieß wesentlich mit der Struktur der betreffenden Fleischtheile zusammen, je nachdem die Anordnung der Muskelfasern, Sehnenzüge, des Bindegewebes und elastischer Fasern und des Fettes eine andere ist. So beanspruchen zum Beispiel jene Partien Muskeln, welche unter dem vulgären Namen Kronfleisch, Bauchschlampen (sit venia verbo) bekannt sind, eine wesentlich längere Siedzeit, als zum Beispiel Brustfleis, wenn wirklich auf guten Geschmack Anspruch gemacht wird. Doch ich ergehe mich da in Dinge, welche für den Mann unnahbar bleiben sollen, und will mich wieder auf den chemischen Theil beschränken. Der Prozeß des Kochens hat neben der Gerinnung des Muskel-eiweißes als Hauptinfluß eine chemische Veränderung des Bindegewebes zur Folge. Das Bindegewebe, welches die Muskelbündel der Fleischmasse zusammenhält, wird nämlich in Leim verwandelt. Dieses Ereigniß wird durch die im Fleische selbst bei längerem Liegen frei werdende Säure schon vorher eingeleitet; die praktische Erfahrung hat dieß unbewußt berücksichtigt, indem das frische Fleisch des Schlachtthieres nicht lebenswarm, sondern erst nach dem Kaltwerden der Zubereitung anheimfällt. Künstlich wird diese Umwandlung des Bindegewebes in veritablen Leim befördert durch Zusatz von Essig (wie zum Beispiel beim Wildpret). Von dieser leimartigen Substanz löst sich ein Theil in der Fleischbrühe, und wir sehen beim Erkalten derselben, wenn sie konzentriert genug war, daher gallertähnliche Massen hervorgehen (Sülze, Bouillon-tafeln).

In ganz analoger Weise gehen beim Kochen grüner Pflanzen die wichtigsten Bestandtheile, welche fast alle in Wasser löslich sind (Salze, Zucker u.), verloren, wenn das Kochwasser der Gemüse weggeschüttet wird.

Nächst dem Fleische ist es die, namentlich für den kindlichen Körperzustand unentbehrliche Nahrungsmischung, die Milch, über welche einige Bemerkungen nicht überflüssig erscheinen. Der Verdruk unserer Hausfrauen über das Verderben, Sauerwerden der Milch, welcher sich während des Hochsommers täglich wiederholen kann, ist auch von wissenschaftlicher Seite gewürdigt worden. Auch hier sind die Allertweltseinde, die Spaltpilze, als Ursache für das Verderben der Milch anzusehen und zwar sogar mehrere Arten derselben treffen wir in der rohen Milch an, wohin sie durch unreine Geschirre oder von der Luft aus gelangt sind. Wird die Milch aufgekocht, so geben gewisse Arten dieser Pilze zu Grunde, aber nicht alle. Die Dauerformen verschiedener Bakterien widerstehen der Siedhitze und können nur durch lang andauerndes Kochen der Milch bei höheren Temperaturen unschädlich gemacht werden. Darin liegt auch das Prinzip der Konservierungsmethoden. Die im Handel durch Käseli & Scherff eingeführte konservirte Milch ist durch Hitze und Eindickung (mit oder ohne Zusatz von Zucker) bakterienfrei gemacht, und nicht bloß jene Keime sind dann zerstört, welche das Aufbewahren der Milch gefährden, sondern auch etwaige Krankheitskeime werden vernichtet. Das Kochen der Milch überhaupt ist daher ein sehr wichtiger Prozeß, es ist zum Beispiel bloß nöthig, daran zu erinnern, daß der Tuberkelstiz, welchen Dr. Koch entdeckte, also jener niedere Organismus, welcher die mörderische, schleichende Menschen- und Thierseuche verursacht, wie Professor Bollinger's Untersuchungen dargehen, auch in der Milch tuberkulöser Kühe angetroffen und so die Krankheit auf Menschen durch Milchgenuß übertragbar wird. Es ist dieß für die Kinderernährung um so bedenklicher, als die Milchthiere sehr häufig tuberkulös sind, zum Beispiel liegen statistische Erhebungen vor (Göring, Landesthierarzt in Bayern, Deutsche Zeitschrift für Thiermedizin), daß von sechs-jährigen in Bayern geschlachteten Rindern 46,80 Prozent tuberkulös befunden wurden.

Durch Sieden des so wichtigen Nährmittels gelingt es aber, die Tuberkelbacillen unschädlich zu machen.

Um wieder auf die Verderbnis der Milch zurück zu kommen, so sind auch chemische Mittel im Gebrauche, welche die Entwicklungsfähigkeit der die Milchgerinnung herbeiführenden Pilze zu hemmen im Stande sind; das einfachste, vollkommen unschädlichste hiervon ist der Zusatz von doppeltkohlenäurem Natron oder auch von Salicylsäure (1 Messerspitze auf 1—2 Liter Milch), Mittel, welche auch den Geschmack der Milch in keiner Weise alteriren. Einen weiteren Einfluß hat das Kochen der Milch auf die Verdauung.

Rohe Kuhmilch gerinnt im Magen durch den Kontakt des Magenlastes (Pepsin und Salzsäure) in große, fäulige Klumpen, lang gekochte Milch dagegen scheidet die Eiweißstoffe nur in kleinen, flockigen Gerinnseln aus, ein Umstand, der ebenfalls für die Kinderernährung sehr in Betracht zu ziehen ist.

### Tahiti und seine Herrscherfamilie.

(Bd. 6. 88.)

Der englische Kapitän Cook erzählt in seinen Reisebeschreibungen von einem lieblichen Eilande im großen Ozean, auf dem er wahrhaft idyllische Zustände vorgefunden. Er traf daselbst ein harmloses, heiterem Lebensgenuß ergebenes Naturvolk von circa 100,000 Seelen, welches unter einem Könige stand, der zugleich oberster Priester war. Seit dem Jahre 1778, da Cook solches über die Insel Tahiti oder richtigter Otaheiti schrieb, hat dieselbe große Wandlungen durchgemacht. Die Eingeborenen sind durch die Verührung mit der Civilisation stark degenerirt worden und auf 8000 Seelen zusammengeschmolzen. Dafür haben sich unter dem französischen Protektorate die Franzosen daselbst einheimisch gemacht und große Handelshäuser etablirt; das Leben auf Tahiti ist längst ein internationales geworden, und von den ursprünglichen idyllischen Zuständen ist wenig oder nichts mehr zu bemerken. Die Hauptstadt von Tahiti ist das reizend gelegene Papete, die königliche Residenz und Sitz des französischen Gouverneurs, zugleich Haupthandelsplatz mit trefflichem Hafen. Auf einer Anhöhe oberhalb der Stadt befindet sich eine semaphorische Station, von welcher aus man jene reizende Aussicht auf die Insel Eumea und den Hafen von Papete genießt, welche Bild 1 unserer Illustration veranschaulicht. Papete selbst ist eine hübsche, freundliche Stadt, welche theilweise noch einen Dorfcharakter zur Schau trägt und von schattigen Surjaalleen durchzogen wird. Die hübschesten Häuser liegen am Strande, wo sich auch die großartigen Etablissements der französischen Firmen befinden. Eine Spezialansicht des malerisch gelegenen Hafens gibt Bild 5 unserer Illustration. Was das Volksleben auf Tahiti anbelangt, so wurde schon gesagt, daß es keinen einstigen idyllischen Charakter eingebiigt hat. Erhalten haben sich noch gewisse Volkslieder, Hymnen, in denen das Lebensfrohe, naive Wesen des Volkes zum harmonischen Ausdruck kommt. Zum Abstimmen derselben versammeln sich die Eingeborenen an irgend einem schattigen Ort und theilen sich in zwei Chöre. Eine Stimme beginnt mit einem Solo und dann fallen die anderen mit einem harmonischen Chor ein. Bild 6 unserer Illustration stellt eine solche singende Volksmenge dar. Dieses von der Natur so ungemein begünstigte Eiland steht, seiner ältesten Verfassung gemäß, auch heute noch unter königlicher Regentenschaft. Der gegenwärtige König von Tahiti ist Pomare V., der älteste Sohn der verstorbenen Königin Pomare IV., welche nach harten Kämpfen mit dem französischen Protektorate 1877 im Alter von 65 Jahren starb. Die Gemahlin Pomare's V. ist Königin Marau, eine geborene Miß Marau Salmon, die Tochter Arotaima's, einer vornehmen Eingeborenen von Tahiti, und eines Mr. Salmon, Engländers, jüdischer Konfession.

Königin Marau ist gegenwärtig 25 Jahre alt, eine feingebildete Dame von großer musikalischer Begabung. Kürzlich hat sie mit ihren kleinen Söhnen unter dem Namen einer Madame Salmon Paris einen Besuch abgestattet und in der dortigen Gesellschaft großes Aufsehen erregt. Unser drittes Porträt ist das der ältesten Schwester der Königin mit dem etwas umständlichen Namen: Tetuanairairairairaitao, abgekürzt Titaua. Das Familienleben des Herrscherpaares und seiner Verwandten wird als ein überaus glückliches geschildert.

### Gedekter Tisch.

(Bd. 5. 85.)

Im rothen Glanz des Abendgoldes  
Liegt jetzt das reife Aehrenfeld,  
Zum Theil hat schon der fleißige Schmitter  
Die vollen Garben aufgestellt.

Nun ist für alle Vögelin lange  
Ein reicher Abendtisch gedeckt,  
Von dem sie fröhlich zehren können,  
Hier in den Halmen tief versteckt.

Das ist ein Flattern und ein Schwirren,  
Ein emsig Wogen rings sich zeigt,  
Bis daß des Tages Glanz verglommen  
Und still heraus das Mondlicht steigt.

Da wird es still — auf alle Wesen  
Hat sich gelegt des Himmels Ruh',  
Nur eine Lerche schwebt noch dankend  
Dem klaren Abendsterne zu.

fr. Kap. Seidl.

### Die Asra.

Novelle

von

E. M. Jacano.

(Schluß.)

Die Vögel sangen in der blauen Luft, die Sonne spielte zwischen den Nebenranken, im Thale unten hörte man bald ein Hahnenkrähen, bald ein Hundegebell, bald ein Lied mitten durch das süße Sommersummen hindurch. Dort am Fuße des Perlas lag der stattliche, freundliche Hof der Weningerleute. Das Haus der Eltern Asra's, ganz unter Obstbäumen versteckt, lag nahe an der Ortschaft Besser. Die Wirtschaft des wälschen Schnitzers Simonin oder Simonini, des Vaters des dunkelaugigen, schlanken Battista, die lag schon gegen die südbrennenden Abhänge zu, welche auf die wälsche oder italienische Seite des Tyrolerlandes hinab neigten und zweigten. Ein ungeheures Neb von Luftsäben, unfaßbar, nur in dem Sonnenspielen aufglimmernd, blütenfein gewoben, schien dennoch die drei von einander so entfernten Wohnungen mit zu verbinden, zu verketten, zu umspinnen. Und eine Biene summtte und surrte über dem Jesuskindbilde oberhalb der Thüre von des alten Anselmo Klause und summtte in immer engeren Kreisen und blieb dann, mit einem Mal verstummend, mitten auf dem liebentflammten Herzchen des Jesuskindleins ruhen, als sei es eine Blume!

„Und was hast denn, Poldl?“ fragte die Mutter, die Weningerin, ihren Herzenssohn, wie der daheim im Weningerhose einen Zaun des Gemüsegärtchens ausbesserte, gerade vor dem offenen Fenster, an welchem die Weningerin saß und eine Flickarbeit machte. Die Mütter haben einen eigenen, süßen Brauch, ihre erwachsenen Söhne nicht anders anzureden, als ob sie noch kleine Bübchen wären, mit demselben halb häßselnden, halb verweisselnden Tone. Es liegt etwas so Rührendes, so Wohlthuendes darin für die beiden Betreffenden — und auch gar nichts Komisches für die Fremden — so komisch es auch eigentlich sein sollte, einem Riesenbengel wie ein Bübchen behandelt zu sehen. Für das Mutterherz ist eben der erwachsene, ja der alternde Sohn selbst noch immer das hüßlose kleine Kind, das in lächelnd an ihrer Brust gehegt. Und wie wäre es denn auch sonst möglich, daß ein Mutterherz alles Leid durch Sohneshand verwinden könnte? Daß sie ihm alles Unrecht, jedes gotteslästerliche, rauhe Wort vergäbe, daß sie manches Laster entschuldigen, ja sogar sein Verbrechen mit beweinen mag, wenn in ihr nicht die Idee lebte: das ist das hüßlose kleine Ding, das mich einst mit dem zahmsten Mündchen angelächelt hat? Für die Mutter ist das Wachsen das Altern des Kindes nur wie ein Traum ohne Wesenheit; sein Kindsein, das „Ihr Kindsein“, ist die einzige unvergängliche Wahrheit für ihre Seele, für ihr Herz. Und das Volk hat dieß wohl erkannt, das Volk, dieser höchsten Dichter, dieser wahrhaftigste Prophet, indem es der Mutter des Herrn den Erlöser, den Christus als ewiges Kindlein in die Arme gab auf den frommen Bildern: für Maria war der Lehrer der Menschheit stets nur — ihr Kind!

„Und was hast denn, Poldl?“ fragte die Weningerin, indem sie sich über das Fensterbrett neigte und die Brille abnahm.

„Was soll ich denn haben? Nichts habe ich,“ sagte der Poldl, indem er sich aufrichtete und lächelte. Aber er trat doch nahe an das offene Fenster, auf welchem die Nadeln, der Zwirn, die Knöpfe, das Wachstüchchen, das Gebetbuch, der Lotteriezettel für die nächste Ziehung und ein Kalender sammt vielen Zeuglappen lagen. Die Mutter neigte sich noch weiter vor und legte ihre runzelige Hand auf die weichen blonden Locken des riesigen Burschen, eine Heilung ergriff es ihn dabei. Aus dieser Hand ging es wie ein himmlischer Segen in sein Herz hinab. Dar eben ist der Unterschied zwischen der weißen, weichen Hand der Geliebten und der runzeligen der Mutter. Die Ernährung der ersten wühlt unser ganzes Sein auf in

stiefen Gründen, sie ist in ihrer Wirkung wie der Frühlingsturm, der über die blüthenreiche Erde braust; die letztere aber ist in ihrer Wirkung wie der liebe Sonnenschein, der sich über die von nächtlichem Frost durchschauerten Pflanzen legt.

„O liebe Mutter!“ seufzte er so recht aus tiefstem Herzen.

„Brauchst mir's nicht zu sagen, Poldl, weiß ja Alles!“ sagte die Mutter. „Aber schau, wenn die Afra nun einmal den Baptista lieb hat — und sie muß es wohl, sonst würde sie sich nicht von ihm seit ein paar Tagen in die Kirche begleiten lassen — was kannst denn dabei thun? Es gibt ja noch mehr Mädchen auf der Welt. Brav ist die Afra wohl und spielt nicht mit denen, die sie gern haben, das weiß ich. Und wenn sie nun endlich zwischen euch Beiden gewählt hat, so ist doch klar, daß ihr Herz dem Wällischen angehört. Und 's will mir gar nicht gefallen, daß Du so den Kopf hängst — das sieht aus, als ob Du auf Schlechtes denkst.“

„Es sieht nach gar nichts aus, glaubt mir nur, Mutter, das!“

„Nun, dann gefällt mir nicht, daß Du so blaß bist, Poldl!“ sagte die Mutter und hielt ihn fest, denn er wollte wieder an seine Arbeit zurück.

„Bläß!“ sagte der Poldl hastig, verwirrt, beschämt.

„Mir thut halt das Dabeimbucken nicht gut, Mutter.“

„Arbeite aber doch tüchtig daheim!“

„Arbeiten! Die Arbeit ist nicht so viel werth, wie's Wandern. Ich möcht' fort — ein bißel herumziehen in der Welt. Die Kathrein, die soll nach Haus kommen, und ich will mit den Schnittwaaren herumziehen in der Welt. Ich hab' lang genug das Haus gerichtet, während die Kathrein und der Vater den Handel trieben. 's wird ihr auch wohlthun, wenn sie ein bißel daheim rasten kann, und sie ist in der Wirthschaft so stark wie ich. Wenn sie nach Haus kommt zu Maria Lichtmeß, dann geh' ich mit dem Wagen und den Waaren.“

Die Mutter ließ ihn los. „Wenn Du halt meinst...“ sagte sie, und er kehrte an die Arbeit zurück, und die Sonne verglühte langsam und der große Horizont wurde grau und wie durchsichtig und zerrig in tausend bleiche Sterne.

Eine wunderbare Mondnacht lag über Thal und Hügel. Es war eine jener Nächte, wo die Natur nur die dunkelsten Schatten und die weißesten Lichter kennt; eine Nacht, wo man meint, es sähe Einen kein Mensch, und wo man doch selber die fernsten Bergspitzen so deutlich sieht; eine Nacht, wo man die Ruhe nimmer findet, weil man sie nicht finden mag.

Der Ederhof war ein stattliches Gebäude; da er aber in reichen Obstbaumgruppen lag, so war er in solchen Nächten dunkler als in lichtlosen. Still und ruhig war Alles in ihm. Das Fenster der Kammer, in welcher die schöne Afra schlief, lag ganz im Schatten.

Der Poldl stieg den Steig herauf nach dem Gehöfte — nicht wie ein Liebhaber, den ein Liebchen erwartet oder der einen Schwank ausführen will, sondern wie Einer, der eben seines Weges wandert, ohne auf Unrecht zu sinnen oder auf ein Glück zu hoffen. Es zog ihn nur daher, wie es den bedrängten Menschen in die Kirche zieht zum Beten. Die Gnade des Himmels ist wohl überall, und sie kennt kein Flehen, ob ich nun daheim bete oder im Freien oder im Tempel. Aber der Mensch ist so, daß er meint, nur im Hause des Herrn könne er seinem Herzen Luft machen in Dank oder in Bitten. Und so war es dem Poldl. Er wollte sich recht festigen in dem braven Entschlusse seines Herzens, im Vergeben und Entsagen. Aber das vermeinte er am besten zu thun, wenn er das Haus mit seinem Blick umfange, wo die verlorene Freude seines Lebens weilte.

Und so stieg er herauf zum Ederhofe, und am Gartenzaine, unter dem dichten Schatten eines breitästigen Birnbäumchens, da blieb er stehen und dachte und sann vor sich im jenen Kampf, den nur das eigene Herz erkennt und weiß und erfährt und ahnt und versteht.

„Hab' ich Dich, elender Kerl!“ erscholl da plötzlich eine schrille Stimme neben ihm, und eine nervige Hand griff ihm an die Gurgel, und er sah ein Messer blinken in dem grellen Lichte, das zwischen den Zweigen lauerte, dann sah er das schöne, wilde, ihm so wohlvertraute Antlitz des Wällischen über sich und fühlte es zugleich wie einen Strich über seine Wange hinab.

Er war verwundet. Aber schon hatte seine starke Rechte die Hand mit dem Dolche fest und drehte dieselbe fast aus den Fugen, daß das Messer auf den Boden fiel, und jetzt hatte er den Nebenbuhler um die Brust gefaßt und hatte ihn unter sich — in seiner Gewalt. Das Ganze war das Werk eines Augenblicks. Die Beiden lagen im Dunkel, keiner redete ein Wort, sie leuchteten nur und starrten auf einander, ohne sich zu sehen.

Dann ließ Poldl den Mann los, erhob sich, schleuderte mit dem Fuße das Messer weit davon und sagte nur mit besserer Stimme:

„Mörder! Ich könnte Dich jetzt erwürgen wie einen Hund, es wäre nur Nothwehr — aber sie hat Dich gern, und Alles, was Dir zu Leid geschähe, wäre ihr zum Weh. Geh' also! Geh', hörst Du?“

Baptista erhob sich langsam, erstaunt, mißtrauisch. „Willst Du mich zum Narren halten?“ rief er leise, verhalten, zornig. „Daß an! Waschen wir's hier aus! Einmal muß es ein End' nehmen! Du lauerst ihr auf, obwohl sie mich

lieber hat! Willst sie mir abspenstig machen im Dunkel der Nacht! Willst mir wohl aufpassen an irgend einem Berggrund und mich hinunterstoßen?“

„Ich bin kein Meuchelmörder wie Du, Wällischer!“ brauste Poldl auf. „Schimpf' nicht, sonst könnte mir der Zorn in den Kopf steigen. Aber nein — bist kein Meuchelmörder; das war dumm von mir, das Wort. Hast sie halt lieb, die Afra, und fürchtest Dich, ich könnt' sie noch belauern wollen. Aber fürchte Dich nicht; das ist vorbei. Seit ich weiß, daß sie Dich lieber hat, hab' ich Alles aufgegeben. Ich geh' Dir aus dem Wege und hebe gegen Dich keine Hand mehr auf und sage gegen Dich kein Wort!“

Der Wällische schaute den Blinden mit ganz verbuhter Miene an, dann glänzte langsam der Schnee seiner Zähne zwischen den vollen Lippen auf im Mondschein.

„Du bist also vernünftig geworden!“ sagte der schlanke junge Mann, und ein Ausdruck wie Spott lagerte sich über seine Züge.

„Ja!“ sagte der Poldl einfach. „Und hast Dich getrübt über die Afra?“ fragte der Schwarze lustig.

Der Poldl antwortete nicht gleich. Ein Etwas raubte ihm die Stimme. Es blieb eine Weile still in der ruhig flutenden, mondleuchtenden Nacht.

Dann sagte der Poldl: „Getrübt? Könntest Du Dich denn trösten, wenn sie mich lieber hätte?“

Der Wällische fuhr auf. „Ich würde Dich erwürgen!“ sagte er heiser.

„Das müßtest Du wohl von hinten thun!“ sagte der Poldl einfach. „Aber wenn's Dir gelingen würde, mir einen Stich beizubringen oder mich über einen Felsen hinabzustürzen, hättest Du das nicht ihr gethan, wenn sie mich lieb gehabt hätte?“

„Du gehst also wirklich fort — uns aus dem Wege?“

„Ja. Ob ich's verwinden kann — ich weiß das nicht. Aber sie wird vielleicht gut von mir denken.“

Er sprach nicht weiter. Seine Stimme brach. Er wandte sich in den vollen Mondschein hinaus und ging rasch den Abhang hinab.

Der Italiener schaute ihm nach mit einem unbefreiblich überlegenen Ausdruck in dem prächtig schönen Gesichte. Er war ein herrlicher Junge — so schlank und so hoch, dabei so fein gebaut und so stattlich und sein Gesicht gebietend und herückend. Er schlich jetzt unter den Obstbäumen hin bis an Afra's Kammerfenster, über das sich der Mond gelegt hatte. Er fuhr mit einem leichten Kuse zurück. Das Fenster war offen und Afra sah auf dem Fensterbrette. Wie bleich sie der Mond machte, aber um so schöner noch! Es war eine Nacht, so recht, um glücklich zu sein!

„O Afra!“ rief er in vollem Entzücken, „Du bist da gewesen? Endlich, endlich willst Du mit mir reden — allein. Hast Alles gehört?“

„Habe es gehört!“ sagte das Mädchen langsam.

„Der dumme, täppische Bursche ist uns jetzt aus dem Wege. Er hat Dich aufgegeben, weil er sieht, daß ihn seine Rohheit nichts nützt und — und — und daß mit mir nicht zu spaßen ist. Diese Kerle wissen ja gar nicht, was das heißt: lieben! Er ist nichts als ein dummer Bube, leicht eingeschüchtert und charakterlos wie ein Kind!“

„Wie ein Kind!“ sagte das Mädchen noch immer so langsam. „Er hat mich heute, jetzt, an meinen Vater gemahnt. Das ist schon ein alter Mann, und er ist so gut gegen die Mutter und gegen mich, wie ein kleiner Bube oft, wenn er uns eine Freude machen kann. Das sind die wahren Männer, die noch im Alter den Blick eines Kindes haben.“

Sie erhob sich rasch, wie er seinen Arm um sie legen wollte. Das Fenster klang und klirrte. Es war jetzt verschlossen. Der Mondschein flutete ruhig über Höhen und Tiefen. Am Fenster war jetzt Schatten; es war, als sei Baptista Simonini von der Erde verschlungen. Und dennoch stand er dort und suchte: „Warte nur, Du...“

Es war ein lieblicher Morgen, der um die Klause des alten Vaters Anselmo auf der Berghöhe schwirrte, surrte, zwitscherte, leuchtete, glänzte und blühte. Nebel lagen noch tief im Thale, so daß es schien, als stehe der Berg inmitten eines weiten Sees ganz weltverlassen und einsam und als sei nichts Menschliches weit und breit. Wie eine Arche schwamm die Klause in den Fluten der tiefen Nebel, selber aber schon in die Sonnenherrlichkeit des Morgens getaucht.

Der alte weißhaarige Klausener stand unter dem thausendfachen Nebengelände und schaute in die wogenden Nebelstuten hinab. Und da war es, als regte sich etwas Dunkles darinnen, das einen riesigen Schatten vor sich links und rechts, und er sagte sich tröselnd: „Da kommt er schon!“

Und der da heraufkam, das war der Leopold Weninger; denn der alte Klausener hatte ihm sagen lassen am Vortage, er möge in aller Morgenfrühe zu ihm hinaufkommen, er habe ihm Wichtiges mitzuthellen.

Und da tauchte der junge Riese auf aus den Nebeln, wie aus Fluten. So scharf ist in den Morgenstunden Nebel und Höhenreinheit geschieden, daß seine Füße fast unsichtbar waren, wie er rastete, und sein Oberleib sich in heller Morgenfreude badete.

Und wie der Poldl hinaufkam, da führte ihn der alte weißhaarige Anselmo zu der Thüre der Klause. Weiter aber führte er ihn nicht, denn da stand ein Hinderniß — die schöne Afra vom Ederhofe.

Der Poldl verlor fast seinen Halt. Der Nebel, durch welchen er da unten geschritten, war nicht so dicht wie der, der sich jetzt um seine Sinne legte; der alte Klausener mußte ihn halten; es gibt nichts so schrecklich Süßes wie eine Ohnmacht aus Freude. Und der alte Anselmo kannte das wohl. Er hatte ja das Leben kennen gelernt in all' seinen Freuden und Schmerzen, in Sünden und Veröhnung. Und jetzt freute er sich an dem Glück eines jeden Menschen, weil er nur noch auf das Glück eines Wiedersehens und einer Verzeihung im Himmel hoffte; und wenn er hier auf Erden ein Menschenherz so recht in Freude zittern sah, da war ihm das nur eine Bestätigung, daß seine Hoffnung auf den Himmel nicht betrogen werde. Denn der Herr, der im Menschen schon so hohe Freuden blühen lassen konnte, der mußte in seinem Reiche das Süßeste, die Erfüllung gewähren!

Und die Beiden, der Poldl und die Afra, saßen Hand in Hand da auf der Stufe unter dem Nebengelände, und er hörte wie im Traum, daß sie sprach.

Und die Nebel unten im Thale waren jetzt nicht mehr weiß, sondern ganz rosig angehaucht wie eine Flur von rothen Blüthenblüthen; es war, als schwimme die Welt in Rosen.

Und er fragte sie — ohne Stimme fast — nur mit den großen blauen Augen und der Miene eines Träumenden:

„Mich?“

„Ja, Dich, Leopold Weninger. Dich habe ich lieb. Ich komme zu Dir, trotzdem Du mich aufgegeben hast. Du thatest es nur, weil Du meinstest, daß ich den Baptista vorziehe; aber das war nicht der Fall. Es kam nur so, schau, Du Lieber! Er redete mir so heiß von seiner Liebe, daß es mich umwehte, als brenne es mich, und seine weißen Zähne, die waren, als wolle er mich beißen in verzweifelter Sehnsucht. Und Du, Du hast nur wie die Anderen geworden — mit den Augen, die immer auf mich gerichtet waren, und mit dem Ellenbogen, der mich aufordern sollte: „Hab' mich lieb!“ Da war mir in meinem dummen Herzen: „Der Baptista, der hat dich mehr gern.“ Und als Du ihn damals zu Boden zwangst, mitten unter den Leuten, vor meinen Augen, da dachte ich mir, daß Du ein roher Bursche seist und er ein braver Liebender, der um meinetwillen leide. Aber neulich, wie er Dich angriff mit dem Messer, und Du Dich nicht gerächt hast, wo Du Dich ungeschlagen glaubtest, und Dich demüthigtest und wie ein gutes, reuevolles und so verzagtes Kind warst, da wußte ich, daß Du die Güte seist, die Güte, welche ich geliebt habe von jeher und nie gefunden hatte, die Güte, welche liebt, weil sie liebt, und nicht, weil sie besitzen will. Ich frage Dich also: magst Du mich, Du einzig theurer, Du kindlicher, lieber Mensch?“

„Lachst Du so über mich?“ sagte er.

„Ja, ich lache, aber aus Freude. Ich lache, wie man lacht, wenn man glücklich sein möchte...“

Die Nebel waren höher gezogen. Sie hatten einen Schleier gebildet um die beiden jungen Leute. Das Rosenlicht war vergangen. Jetzt zerrissen die Nebel über ihren Häuptern, und tief unter ihnen lag das fargelbige Thal.

„Ich weiß nicht, wie mir ist!“ sagte der Poldl und faßte seinen Kopf und sein Antlitz in seine beiden mächtigen Hände, und es schüttelte ihn wie ein Schluchzen. Er fühlte ihre Hand auf seinem Haupte. Diese Hand gab ihm allen Frühling seines Lebens.

Und er sagte in ihre Arme hinein: „Mutter! Wenn das die Mutter! wüß!“

Und ein Jahr darnach da saßen in der freundlichen Stube des Ederhofes der Leopold Weninger und seine schöne Frau über die Wiege eines zahnlösen, lachenden Kindleins geneigt, das mit seinen Puppenfingerlein nach den beiden Eltern haßte.

„Wir sind wirklich zum Kinde geworden!“ sagte der glückliche Mann lustig. „Zu unserem Kinde! Der Spruch ist doch wahr, denn das ist das Himmelreich!“

Die Mutter blieb stumm, denn das höchste Glück des Weibes ist ein unergründbares Räthsel, wie der Haur des Sommerhimmels.

Ein Schachspiel mit lebenden Figuren.

(Vid. S. 89.)

Es ist kein neuer, aber ein höchst origineller Gedanke, das geistreichste Spiel mit lebenden Figuren zu spielen. Sultan Akbar schon nahm nur eine alte Sitte auf, indem er mit Hindustanen spielte. In den Palastruinen von Agra sieht man noch den Hof mit dem schachbrettartigen Fußboden, auf dem das Spiel ausgeführt wurde. Auch im Mittelalter wurde an vielen Fürstenthöfen mit lebenden Figuren gespielt. Don Juan d'Austria spielte gerne sein Schach auf diese Weise, und von einem Herzog von Sachsen-Weimar wird berichtet, daß er seinen Schloßhof mit schwarzen und weißen Steinen auslegte, um das Spiel mit Soldaten auszuführen. Auch Friedrich der Zweite spielte bei Rothwald eine solche Partie. Neuerdings fanden solche Spiele in Budapest, London und Lund statt. Unser Bild gibt das letztere im Festsaal des akademischen Vereins. Die beiden Spielenden waren die Gräfin C. Wachtmeister und Professor M. Weibull, welche wir auf der hinteren Estrade erblicken. Das Festspiel selbst fand zum Zwecke der Gründung einer Haushaltungsschule statt.

**Kalasegesellschaft auf einem Landgut in Schweden.**

Die Schweden sind bekanntlich im Gegensatz zu ihrem Brudervolk, den Norwegern, sehr lebenslustig und suchen die Annehmlichkeiten des Lebens, so weit sie ihnen die Verhältnisse und das Land bieten, nach Möglichkeit zu genießen. Die größeren Städte und besonders Stockholm bieten dem Publikum Abwechslung und Vergnügungen, wie man sie eben in anderen Hauptstädten Europas auch findet. Auf dem flachen Lande und speziell im langen Winter ist es hiemit naturgemäß sehr schlecht bestellt, und der Schwede, der die Geselligkeit sehr liebt, sucht sich hier zu helfen, so gut es geht. Es wird daher jede Gelegenheit, die sich zum Arrangement eines „Kalas“ bietet, ausgenutzt. Unter Kalas versteht man gefellige Zusammenkünfte einiger oder mehrerer Freunde mit oder ohne Angehörige, die meist einen familiären Charakter haben. Selbstverständlich ist die Anwesenheit junger Leute besonders gern gesehen, da diese, wie überall, das belebende Element sind. Bei solchen Gelegenheiten ist das Trinken nächst dem Amüsement das Wesentliche der Sache. Und hierin leisten die Schweden ganz Bedeutendes. Besonders beliebt ist der Schnaps, der weder beim einfachsten Essen, noch bei der reichbestellten Tafel fehlen darf. Bei den Kalasegesellschaften ist es Pflicht des Wirtes, von Zeit zu Zeit persönlich einen Schnaps anzubieten, der dann gemeinschaftlich mit vorheriger Absingung einer Strophe getrunken wird. Man nennt dies „den Halben nehmen“. Ein Vers, den ich bei solchen Gelegenheiten in den meisten Fällen zu hören bekam, lautete:

„Man tagar halfvan på många vis,  
Men aldrig så langsam som Bismarek Paris.“

Das heißt:



Kalasegesellschaft auf einem Landgut in Schweden. Nach einer Skizze von A. Wanjura.

„Man nimmt den Halben auf verschiedene Weise,  
Doch niemals so langsam, wie Bismarek Paris.“

Eine solche Szene bringt meine Skizze zur Darstellung. Bei derartigen Gelegenheiten lieben es die Damen, besonders wenn die Stimmung eine animierte zu werden verspricht, in Nationalkostümen zu erscheinen, ein Gebrauch, der jedoch nur den Zweck hat, die allgemeine Heiterkeit zu fördern. A. Wanjura.

**Eine eigenthümliche Pflanze.**

Eine ganz eigenthümliche Pflanze, eine botanische Kuriosität, ist erst kürzlich in Europa bekannt geworden. Der Naturalienhändler Alphonse Forrer in St. Gallen (Schweiz) fand auf seiner kürzlich beendeten Forschungsreise auf der Halbinsel Kalifornien dieses sonderbare Pflänzchen, *Selaginella rediviva* mit Namen. Die Pflanze, von den Einwohnern „Siempre viva“ genannt, wächst auf der Schattenseite der höchsten Berge jenes Landes. Beinahe das ganze Jahr hindurch bleibt dieselbe braun und vertrocknet. Höchstens drei bis viermal im Jahre, nur nach einem heftigen Platzregen, öffnet sie sich und grünt, um sich nach 3 bis 4 Stunden vor der eingetretenen heftigen Sonnenhitze zu schließen. Dieser Prozeß der Natur läßt sich nachahmen. Wird die Pflanze in frisches, nicht allzu kaltes Wasser gelegt, so öffnet sie sich vollständig in der Zeit von 12 bis 36 Stunden und geht dabei vom Braun zum schönsten Grün über. So lange man die Pflanze im Wasser behält, bleibt sie grün und lebend, nur muß sie vom Wasser bedeckt sein. Sowie sie herausgenommen wird, trocknet sie wieder ein und kann so monatlich, ja jahrelang gehalten werden, bis man sie dadurch, daß man sie in's Wasser legt, aufs Neue zum Grünen bringt. Nach Belieben läßt dieser Prozeß sich wiederholen. Wenn die Pflanze geöffnet ist, mißt sie 15 bis 17 Centimeter. Sie ist für Aquarien, Springbrunnen, Fischgloden etc. sehr geeignet. Professor Dr. B. Wartmann, Direktor des St. Gallischen naturhistorischen Museums, empfiehlt sie besonders für solche Zwecke. Der eben bezeichnete Forscher hat eine große Menge der Pflanzen eingeführt und versendet sie an Liebhaber zum Preise von 2 Mark pro Stück.



Siesta. Gemälde von C. J. Staniland.

# Mister Feifestone's Kilt.



1. Mister Feifestone findet, daß er eine prächtige Figur für ein schottisches Hochlandkostüm (Kilt) hätte. — 2. Der Schneider ist der gleichen Meinung und von der Idee ganz begeistert. — 3. Die Probe vor dem Spiegel fällt glänzend aus. — 4. Erste Sitzung. — 5. Zweite Sitzung. — 6. Die graziose Haltung. — 7. Die Photographie von Halskon & Gollmeyer. — 8. Die Kleidung kommt Mister Feifestone doch etwas unpraktisch und unbequem vor. — 9. Häußlich gut gemeinte, zaghaft vorgetragene Vorschläge der Gattin und auffallend schnelles Eingehen des Herrn Gemahls. — 10. Das Ende der schottischen Hochlandromantik: Alle sieben Kinder des Mister Feifestone haben plötzlich schottische Kleider.

## Am Deich.

Eine Geschichte aus den Marschen

von

Ludwig Freiherrn von Ompeda.

(Fortsetzung.)

Sybo war durch den Wein gesprächiger Laune geworden und so währte es nicht lange, bis er seinem Freunde anvertraute, was ihn Tags über gehoben und zugleich bedrückt hatte. Nach langem Schwanken und Zögern war er gestern endlich zum Entschlusse gelangt, in aller Demuth um die Hand der schönen Magda zu werben. Der Brief mußte bereits in ihren Händen sein. Er verbreitete sich dabei gegen Albrecht mit ungewöhnlich flüssigen Worten über des Fräuleins unschätzbaren Werth, sowie über seinen eigenen verhältnismäßigen Unwerth. Endlich wollte den braven Menschen seine selbst herausgeschworene Rührung fast übermannen, so daß Albrecht den jetzt halb Verzagenden zu trösten und aufzurichten hatte.

„Glaubst Du, daß ich Ausichten habe?“ fragte Sybo in rührender Bescheidenheit. „Eigentlich bin ich doch ein viel zu rauher Bursche für solch ein Mädchen.“

„Wer weiß?“ orakelte Albrecht. „Frauen sind wie Barometer. Erst am nächsten Tage weiß man, was ihre Bewegungen bedeuteten.“

Sybo's ehrliche Herzensergießungen über Magda's freundliches Entgegenkommen und über Frau Theba's ermutigende Rathschläge hatten Albrecht anfangs zu stiller Heiterkeit angeregt. Dann als er die Möglichkeit der Erfüllung von Sybo's Hoffnungen ernster betrachtete, schoß es ihm wie ein plötzlicher, brennender Schmerz durch die Seele. Aber sogleich schämte er sich vor sich selber dieser Anwendung von unwürdiger Eifersucht. Sollte Magda sich wirklich dazu entschließen, Sybo's Frau zu werden, nun — dann war es eine — Zufluchtsthe. Jedenfalls hatte alsdann der stolze, unabhängige Sinn, mit dem sie damals Ulysses betrat, sich wunderbar umgestimmt.

„Aber,“ fragte er sich zwischen diesen vernünftigen Erwägungen immer von Neuem, „wie werde denn ich neben ihr leben können? Als ihr Nachbar — Better — sie immerfort sehen müssen am Arme eines Andern! Wie wäre denn das zu ertragen?“ Diese unlösbaren Betrachtungen liefen bald in so herbe Träumerei aus, daß er verstummte und nicht eher wieder zum vollen Bewußtsein der Gegenwart um ihn erwachte, bis Sybo seine Pferde vor Albrecht's Thor anhielt. Mit kurzem Dank und Abschiede stieg dieser ab und ging langsamen Schritts durch den mondhellten Garten auf sein Haus zu.

Albrecht wußte, daß die große Hausthür auf der Gartenseite des Wohngebäudes bereits verschlossen war. Aber ein Nebenpförtchen zu den Ställen stand nach Landesitte stets offen; von dort aus war das Innere für ihn durch die Küchenräume zugänglich vermittelt eines kleinen Drückschlüssels, den er stets bei sich trug. Die klare Mondnacht erhellte ausreichend den bekannten Weg. Behutsam, um Theba's leisen Schlummer nicht zu stören, stieg er die zwei Stufen hinauf, die zum erhöhten großen Wohnzimmer, der Aufstammer, führten. Als er in den nicht erleuchteten Raum trat, strömte ihm der blasse Schein der Mondnacht von außen durch die Scheiben entgegen. Er stockte einen Augenblick, unwillkürlich hielt sein Athem an. War es eine Vorspiegelung seiner erregten Phantasie? Im Armstuhle am gegenüberliegenden Fenster lehnte eine weißumstoffene Gestalt. Er trat näher und erkannte Magda. Sie hatte die Augen geschlossen, das saßle Licht spielte geisterhaft auf ihren reinen, blassen Zügen. — Noch niemals war sie ihm so überirdisch schön erschienen als jetzt in dem weichen Gewande, welches ihre wundervolle Gestalt nur leicht umfloß und verhüllte. Ihre weißen Arme, dem Kleide halb entschlüpft, ruhten gekreuzt in ihrem Schooße. Albrecht konnte sich nicht losreißen von der stillen Betrachtung. Ihr Schlummer schien unruhig; sie seufzte leise stöhnend; aus ihren bleichen Zügen hatte der Schlaf die Spuren leidvoller Ermattung noch nicht verwischen können. — Endlich berührte Albrecht leise ihre Hand und flüsterte ihren Namen. Wie von einem Schlage getroffen fuhr sie empor, startete ihn schlaftrunken an und murmelte:

„Theba! — was ist? — ich komme schon.“ Jetzt erst erwachte sie vollständig. „Ach, Sie sind es, Herr Lammisdorf!“ sagte sie dann, ihn erkennend. Unwillkürlich zog sie das leichte Gewand fester um sich zusammen.

„Wie steht es mit Theba?“ fragte nun Albrecht. „Ist sie krank?“

„Ich hoffe, es wird vorüber sein,“ beruhigte ihn Magda. „Aber heute Abend überkam die Arme wieder ein heftiger Nervenanschlag. Wir hatten uns schon getrennt und zur Ruhe begeben. Da hörte ich ihre Stimme in den bekannten schmerzlichen Tönen. Rasch kleidete ich mich wieder an und eilte zu ihr herüber. Sie litt mehr als gewöhnlich. Des Doktors neue Tropfen brachten indessen bald Besserung; sie schlief ein. Ich setzte mich hieher, um sie noch einige Zeit zu beobachten. Aber ich bin wohl eine schlechte Krankenschwesterin,“ meinte sie schwach lächelnd, „ich ließ mich von Ihnen im Schlafe ertappen.“

Albrecht schwieg zu dieser unbegründeten Selbstanklage. Er fühlte sich wunderbar befangen. Zum ersten Male seit langer Zeit, seit jener Seefahrt, fand er sich mit Magda allein.

„Das arme Kind!“ sagte er dann, um doch irgend etwas zu sagen. „Was mag ihr nur zugestoßen sein? Sie war auf so gutem Wege in letzter Zeit. Ist etwas Besonderes vorgefallen?“

„O nein,“ erwiderte Magda, indem sie den Blick durch das Fenster auf die in Dämmerung schwimmende Ebene richtete, „gar nichts Besonderes. Wir hatten nur heute Nachmittag eine längere Unterredung. Leider betraf es dieses Mal mich. Ich hätte es ihr gerne erpart; aber ich konnte es ihr nicht verheimlichen.“

„Darf ich wissen, was?“ fragte Albrecht langsam. „Es kam ein Brief für mich — durch Theba's Hände. Sie kannte seinen Inhalt im Voraus.“

„Ich kenne ihn ebenfalls,“ sagte Albrecht.

„Sie?“ rief das junge Mädchen.

„Der Brieffschreiber war Sybo Ukena,“ fuhr er fort.

„O, weshalb schrieb er?“ rief sie schmerzlich.

„Fräulein Magda,“ fragte Albrecht nach kurzem Schweigen; er ließ sich bei diesen Worten ihr gegenüber in der Fensternische nieder, so daß sie ihr Gesicht nicht mehr völlig von ihm abwenden konnte. „Fräulein Magda, sagen Sie ehrlich, ich beschwöre Sie, haben Sie ihm keine Veranlassung, keine Ermuthigung dazu gegeben?“

„So wahr mir Gott gnädig sei: nein!“ lautete die feierliche Versicherung.

„Er meint es,“ beharrte Albrecht.

„Weshalb?“ frug sie erregt. „Weil ich ihn als alltäglichen Bekannten höflich behandelt habe? Weil ich mich bemüht habe, ihm zu zeigen, daß Theba's Verwandter und Gast mir in Theba's Hause nicht unwillkommen sein darf?“

„Haben Sie das nicht etwa ihm mehr gezeigt als — Anderen?“ fragte jetzt Albrecht mit mühsam beherrschter Stimme.

Magda schwieg.

„War's nicht, um einem Andern so recht deutlich zu beweisen, daß Sie sich nichts, gar nichts aus ihm machen, Fräulein Magda?“

Magda schwieg. Sie hatte den schönen Kopf in die rechte Hand gestützt, so daß ihr weiter weißer Armel tief vom Arm herunter sank, und starrte stumm in's Weite.

Albrecht hatte bei dem letzten warmen Kurse Magda's Linke, die sie unruhig und zuckend um ein kleines weißes Tuch preßte, mit beiden Händen gefangen. Er sah dem schönen Mädchen forschend in's Auge.

„Und nun, Fräulein Magda, was wollen Sie thun?“

„Theba drängte mich so sehr. Wir blieben dann hier zusammen,“ meinte Theba. „Und es wäre ja eine so gute Versorgung!“ stieß sie bitter hervor.

„Und Sie?“ flüsterte er, „und Sie?“

„Ich kann hier nicht leben,“ klang es leise zurück.

„Neben uns?“

„Nein.“

„Weil Sie mich hassen! O, leugnen Sie es nicht; ich weiß es ja.“

Magda schwieg. Gab dieses Schweigen dem Fragenden Antwort?

Ihre Hand zitterte in den seinigen, aber Magda zog sie nicht zurück; fühlte sie sich nicht im Stande, dem lästigen Frager zu widersprechen?

In diesem Augenblicke geschah es! — Blüthell brach es in Albrecht zu Tage, was er bis dahin vor sich selbst verheimlicht, was er in mancher qualvollen Stunde hartnäckig vor sich selber geleugnet hatte: die echte, heiße, verzehrende Liebe zu dem herrlichen Mädchen war in ihm zum bewußten Leben erwacht! Aber kein heiterer Frühlingsmorgen war in ihm aufgegangen, gewitterschwangere Dämmerung hatte sich herabgejagt. Diese unselige Leidenschaft, sie brandete von seinem Herzen aus gegen den festen Wall seines Willens, seiner Pflicht, wie die empörte Flut draußen gegen den schützenden Deich. Sie nagte und bohrte und wusch im Geheimen schon lange Zeit in den Damm des Widerstandes hinein, ganz gewiß seit jenem Tage, wo er Magda auf seinem Arm trug und ihren Herzschlag, ihren Athem empfand. Nun war der Augenblick der Prüfung gekommen! Nun galt es: wird der schützende Damm halten, oder wird die wilde, tosende Flut hereinbrechen und Albrecht selbst, Magda und sein armes Weib mit sich in ihr zerstörendes Verderben reißen? Albrecht erkannte plötzlich mit erschreckender Klarheit, daß Magda's Verbindung mit Sybo, daß ihr ferneres dauerndes nachbarliches Zusammenleben für ihn selber unmöglich, verderblich sein müßte, mochte sie sein leidenschaftliches Gefühl erwidern oder verwerfen.

„Und ich, Magda,“ drängte es ihn jetzt weiter auf der Bahn seines Geschickes, „ich danke Ihnen dafür, daß Sie mich hassen und daß Sie fliehen wollen. Denn ich — ich liebe Sie, liebe Sie unfäglich, mehr als Alles, Alles auf der Welt!“

„O mein Gott! O mein Gott!“ schluchzte Magda. „Auch das noch! — War es denn nicht schon so schwer genug?“

Sie entzog ihm sanft und nicht unwillig ihre Linke und bedeckte mit dem Tuche ihre Augen.

„Albrecht,“ stöhnte sie, „Albrecht, welche fürchterlichen Worte! Denken Sie an die arme Theba!“

„Was kann ich dafür,“ sagte er, wie um sich zu entschuldigen und völlig hingerissen, „daß das über mich gekommen ist! Wie konnte ich denn Sie sehen, täglich sehen, und Sie nicht lieben? Noch nie hat zuvor im Leben mein

Herz die Leidenschaft gekannt. Auf allen Weltmeeren bin ich umhergefahren, ohne die Königin aller Perlen zu finden. Nun spült Sie das Schicksal an unsern einsamen Strand, und ich sollte Ihre wunderbare himmlische Schönheit, Ihren preislosen Werth nicht erkennen? Ja sollte nicht Leib und Leben daran setzen, Sie zu fesseln und festzuhalten?“

„Denken Sie an Theba!“ flüsterte Magda nochmals wie beschwörend.

„Schweigen Sie mit von Theba!“ rief er außer sich. „Was ist mir jetzt noch Theba! Der Aermsten wird ja nichts an Leidenschaft entzogen, denn ich hatte ihr niemals etwas zu bieten. Meine grenzenlose Liebe für Sie, Magda, hat alle anderen Ansichten in meinem Herzen fortgespült wie die Flutwelle die Sandbämme spielender Kinder.“

Magda hatte dem letzten glühenden Strom seiner Worte gelauscht ohne fernere Widerrede. Vernahtete auch sie der feurige Wein, der, so lange verschlossen, in dieser nächtlichen Stunde endlich unaufhaltsam überströmte? Sie kämpfte, keiner Entgegnung mächtig, mit fassunglosem, krampfhaftem Schluchzen.

Albrecht hatte sich wieder ihrer willenlosen Hand bemächtigt. Seine glühenden Lippen ruhten darauf.

„Magda,“ flüsterte er, „Magda! Erbarmen Sie sich! Nur ein einziges Wort!“

Da erklang wie ein leiser, klagender Warnungston aus dem Nebenzimmer der Schlafenden rührende Stimme:

„Albrecht, — Mag — da!“

Magda erwachte bei dieser liebevollen Mahnung aus ihrem verzückten Traume. Sie erhob sich rasch, wie von stärkerer Gewalt gezogen. Sie stieß ihren Stuhl zurück und stand hoch aufgerichtet vor Albrecht. Ihre Stimme klang wiederum fest, beinahe hart.

„Kein Wort mehr! Sie freveln!“ ertönte jetzt ihre strenge, stolze Rede. „Und ich — ich habe Sie nur so lange angehört, um — um zu erfahren, wie tief Sie mich — beleidigen können.“ Sie rang sichtlich nach den schärfsten Worten. „Haben Sie die Mahnung des ahnungslosen Engels da drinnen vernommen? Denken Sie an Ihre Pflicht, an Ihre beschworene Treue. — Sie sind Ihre Frau unwerth. Hüten Sie sich wenigstens, daß Ihre übertriebene Leidenschaft nicht den schwachen Damm einreißt, der Theba's ärmliches Lebensglück heute noch schützt!“

„Magda,“ stöhnte Albrecht, „Magda, Sie belügen mich und sich selbst. — Magda, als ich vorhin Ihre zitternde, heiße Hand hielt, da strömte sie zu mir über, die seltsame Ueberzeugung, daß auch Ihr Herz für mich spricht.“

„Nein und tausendmal Nein!“ rief sie mit zorniger Härte. „Und wenn es wäre, eher sollte das Meer mich verschlingen, bevor ich einer so thörichten, verbrecherischen Schwäche nachgäbe. Ich kam hieher reinen Sinnes, um bei Theba, deren liebevolles Herz ich kannte, Schutz und Almosen zu suchen. Treibt mich jetzt der Fluch meines Lebens auch wieder von dieser Schwelle, mit freier Stirn und reinem Gewissen will ich sie verlassen. Theba will ich vor Ihnen, Sie vor sich selber retten, so wahr mir Gott helfe!“

Albrecht war in sich zusammengesunken. Er wagte nicht mehr, an dem jungen Mädchen hinaufzublicken, das in großer Höhe vor ihm stand.

„Was wollen Sie thun?“ fragte er unterwürdig.

„Was mir die Treue gebietet,“ erwiderte sie. „Jetzt aber bitte ich Sie inständig, mich und dieses Zimmer zu verlassen. Ich habe hier ein Amt und muß bleiben.“

„Ich sehe es ein,“ erwiderte Albrecht, „Ihr freiwilliges Amt fesselt Sie an dieses Haus. Sie dürfen sich nicht von Theba trennen!“

„Gute Nacht!“ klang es zurück. Magda stand an der Thür des Schlafgemaches.

„Magda, hören Sie nur noch ein Wort!“

Die Thür hatte sich zwischen ihnen bereits geschlossen. Magda wachte drinnen am Lager und im Schutze der Hausfrau.

Albrecht stand draußen — in der Finsterniß allein.

Am nächsten Morgen überraschte Albrecht seine kleine Frau durch die Mittheilung, daß er gestern auf dem Markte den Hausarzt über sein in letzter Zeit wiederum gestörtes Befinden zu Rathe gezogen, daß dieser die sichersten Vorboten eines neuen Anfalls des bösen Wechselfiebers erkannt und ihm dringend angerathen habe, durch einen kalten Luftwechsel diesem schlimmen Gaste aus dem Hause zu gehen. Albrecht schlug ihr daher einen gemeinschaftlichen Ausflug in das Bergklima der Schweiz vor. Die arme Theba fühlte sich durch diesen unerwarteten Anspruch an körperliche Thätigkeit auf ein Meer von Zweifeln und Besorgnissen verlagert. Weder von Mann noch Kind mochte sie sich auf längere Zeit trennen. Auch Magda's Gesellschaft, die ihr eine so liebe und hilfreiche Stütze geworden, wollte sie im Gefühle ihrer eigenen Schwäche und Unselbstständigkeit zumal bei den Anstrengungen der Reise nicht entbehren. Sie bat daher die Freundin dringend, sich ihnen anzuschließen. Magda lehnte die Einladung ab. Sie mußte ihre Arbeiten vollenden, die sich immer bedeutender herausgestalteten. Die Bilder sollten in nächsten Frühjahr ihre Rundreise auf den bevorstehenden Ausstellungen antreten, und die junge Künstlerin versprach sich von diesem ersten größeren und eigenartigen Schöpfungen die Gewinnung einer erfolgreichen Laufbahn. Sie trat daher mit dem Gegenvorschlage hervor, während der Abwesenheit des jungen Paares deren Haus und Kind zu hüten. Bis zum

Schlusse des Jahres hatte sie noch am Deiche das Meer zu belauschen und auszubeten, dann bedurfte sie zur letzten Ausführung des Beirathes ihres bewährten Lehrers, des großen Marinemalers in der Hauptstadt. Diese Entscheidung der Freundin gab den Ausschlag. Es geschah, was Albrecht vorausgesehen und beabsichtigt hatte. Theda blieb und ließ ihren Mann sogar mit leichterem Herzen als früher allein von dannen ziehen. Der getreue Sybo war gern bereit, über Feld und Stall zu walten. Theda's zaghaftes Herz hatte es nicht über sich gewinnen können, ihm Magda's "Nein!" in nackter Wahrheit zu übermitteln. Sie habe den Brief nicht abgegeben, verdröstete sie den Bitter, die Zeit sei noch nicht völlig reif dafür. Also freundlich gelächelt, hielt Sybo seine Lebensfrage noch für offen, blieb im Verkehre mit Magda leidlich unbefangen und hoffte — wider alles Hoffen.

Albrecht beeilte nun seine Abreise. Es drängte ihn, sich dem gezwungenen und dadurch für seine stürmisch erregten Gefühle qualvollen Verkehre mit Magda zu entziehen. Der alte, steinerne Ausdruck war seit jener leidenschaftlichen Unterredung ihm gegenüber auf ihre eblen blauen Blicke zurückgekehrt; ihre strengen Augen vermieden es, seinen Blicken zu begegnen, ihre Lippen öffneten sich widerwillig nur zu den allernothwendigsten Worten, die der enge häusliche Verkehr erheischte. Als er am letzten Morgen sein leichtes Wägelchen bestieg, um gen Süden zu ziehen, fesselte sie ein bestiges Kopfweh an ihr Zimmer. So schieden sie ohne Abschied.

Albrecht wanderte wochenlang von Ort zu Ort ruhelos im Gebirge umher. Er versuchte äußerlich die wunderbare Natur mit Bleistift und Pinsel in seinem Skizzenbuche wiederzugeben. Innerlich aber lebte er weitab von den blauen Seen und blendenden Gletschern: am Deiche. Er überließ sich völlig seinen ausschweifenden Gedanken, noch mehr seinen ungestümen Empfindungen. Die Gestalt des herrlichen Mädchens, dem sein zu ungeahnter, schmerzlicher Seligkeit nun erwachtes Herz sich völlig zu eigen gegeben, schwebte unabwendbar vor seinem innern Auge. Die Sehnsucht des Entfernten malte ihm die wunderbare Erscheinung im weißen Gewande stets wieder vor seine entzückten Sinne. Aber nicht minder als ihr äußerer Reiz hielt die Vorstellung von Magda's jungfräulicher Hoheit, ihrem reichen Geiste, ihrem energischen Willen ihn, den weichen und gegen seine eigenen inneren Wünsche wenig widerstandsfähigen Mann gefesselt. Ihre Herbheit erschien ihm in der Erinnerung an die Abwesende zu jungfräulicher Zurückhaltung gemildert. Er schmeichelte seinen Hoffnungen damit, nicht an den Ernst ihrer abweisenden und strafenden Worte glauben zu wollen. Er hielt jetzt Magda's schroffe Haltung für eine Maske, hinter der sie ihre aufsteigende Neigung für ihn zu verbergen trachtete, nachdem sie den Zustand ihres eigenen spröden Herzens nach langem Widerstande mit Schrecken erkannt hatte. Albrecht verstand dieses Ringen der reinen jungen Seele gegen ein Gefühl, das ihr sündhaft, verbrecherisch erscheinen mußte. Aber daß auch er sich zum Kampfe gegen seine Schwäche, zum Abscheu gegen seine frevelhafte Neigung aufraffte, dazu konnte sein weiches, für ihn selbst stets nachsichtiges Pflichtgefühl sich nicht erheben. Er hatte aus jener Nacht die Ueberzeugung mit sich davon getragen, daß Magda seine Empfindungen theile; ihre zitternde Hand hatte ihm das süße Geheimniß verrathen. Ihre reinen Lippen hatten wohl schweigen, aber nicht lügen gekonnt. Das erfüllte ihn, das bestimmte ihn. Nun ging all sein Sinnen und Trachten nur nach der Vereinigung mit ihr, die in seinem Herzen zum ersten Mal die wirkliche heiße Leidenschaft entzündet hatte. Seine heiligen Pflichten gegen Theda und gegen sein Kind, sein am Altare geschworener Eid fielen ihm dagegen nur leicht in's Gewicht. Er täuschte sich gern mit dem Trugschlusse, daß er seiner Frau durch seine Liebe für Magda nichts entziehe, da er ihr niemals gleiche Gefühle zu geben gehabt habe. Die Gesehe ließen gewiß ein Schlupfloch offen, weit genug, um den Fesseln der ersten liebeleeren Ehe zu entweichen und mit vollen Segeln in den Hafen der vollkommenen unendlichen Seligkeit einzulaufen. Nach und nach wiegte er sich sogar in die selbstthätige Vorspiegelung ein, daß die gutherzige Theda, wenn sie den wahren Stand der Dinge zwischen ihrem Gatten und ihrer Freundin erkannt habe, nicht zögern werde, das Opfer der Trennung zu bringen, um das Glück Weider zu begründen, das sich ihnen dann in einem freien Kunstleben entfalten sollte. Da Albrecht in dieser gefährlichen Zeit völlig einsam oder mit Fremden lebte, so war er in der bedenklichen Lage, seine Lustschlösser zu bauen, ohne sich an die harten Ecken der unanständigen Wirklichkeit zu stoßen, ohne daß der Mahnruf eines getreuen Eckart ihn aus seinen trügerischen Träumen ausschüttelte. Längere Zeit schwankte er, ob er Theda schriftlich von seinen Wünschen und Plänen in Kenntniß setzen solle? Damit könnten allen Theilen peinliche und aufregende Erörterungen erspart werden. — Inzwischen nahte seine Heimkehr heran. Theda schrieb, daß Magda's Bilder bis zum Abschlusse gefördert seien und daß sie sich über einen bestimmten Termin zu Anfang des Winters hinaus, auf den ihr Lehrer sie zu sich berufen habe, nicht halten lassen wolle. Am ersten Tage des Dezember, hieß es später, denke sie unwiderruflich zu reisen. Dadurch reiste Albrecht's Plan. Er wollte nichts der unzulänglichen Feder anvertrauen. Er wollte auch Magda nicht mehr in Dithusen antreffen. Ein Aussprechen zwischen ihnen, ehe nicht Theda gewonnen war, würde fruchtlos sein. Aber

sobald er seiner Frau das Wort abgerungen, das ihn frei machte, wollte er zu Magda eilen, sie bestürmen, ihr die Zusage entreißen. Konnte die Geliebte dann noch unüberwindliche Schwierigkeiten erheben, in sein Glück — und ihr eigenes zu willigen, wenn es ihr sozusagen aus Theda's Hand freiwillig geboten würde? — Mit solchen thörichten, frevelhaften Plänen und Wünschen trat Albrecht langsam die weite Heimreise an, als der Herbst bereits in den Winter übergegangen war. (Fortsetzung folgt.)



Kleine Arbeitsschule für Mädchen.

Für den Geburtstagsstich. Auch auf dem Gebiete jener kleinen, vorzugsweise Geschenkzwecken dienenden Handarbeiten unserer weiblichen Jugend hat der moderne Geschmack mit mancher alten Gewohnheit gebrochen. Eine Fülle neuer Anregungen hat die Monotonie beseitigt, welche früher hier vorherrschte, und die Zeit ist vorüber, wo auf die Strumpfbänder traditionell das Brillenfutteral folgte und auf dieses das Schlüsselbündchen, um, wenn die bekannte große Wehzeugtasche mit dem artigen "Gutnacht" abfolviert war, nicht ohne Langeweile wieder mit dem Brillenfutteral zu beginnen. Dann kam vielleicht ein Teppich mit großen bunten Blumen, eine Jagdtasche, auf welche ein Hase und ein Jägerbüsch gestiftet wurde, und ein Reisejack mit einer dampfenden Tapissiererei-Locomotive. Heut sind wir geschmackvoller geworden, und der moderne Comfort ist unseren verschiedenen Bedürfnissen in tausend neuen und reizenden Ideen entgegengekommen. Für jede Stufe der Kunstfertigkeit gibt's zahllose Arbeiten zur Nachahmung, und schon für die kleinsten und ungebühtesten Hände hat man Arbeiten, deren Geschmack und Gefälligkeit jedem Geburtstagsstich zur Freude gereichen muß.

Zu diesen überaus einfachen und doch so hübschen Neuheiten der Mode gehören jene kleinen Deckchen, die man heut nicht nur



auf Tischen, sondern auch auf allen Arten von Polstermöbeln in dem modernen Zimmer finden kann. Das Wichtigste dabei thut die Farbe des Materials. Für den Sammetfond wählt man gern recht dunkle Farben der Mode, damit der kleine Antimacassar, besonders wenn er auf helle Stoffe gelegt wird, sich wirksam hervorhebt. Ein dunkles Oliv, ein kräftiges Mahagonibraun, eine dunkle Champignonfarbe werden in diesem Jahre das Modernste sein. Dieser Sammetfleck selbst wird im Geviert geschnitten und in beliebiger Größe. Schon 22 Centimeter geben ein sehr niedliches Deckchen. Ein leichtes, in den vier Ecken ausgezeichnetes Muster wird in Gold- oder Silberfarbe demselben aufgenäht und das Ganze recht akkurat mit einer 7 Centimeter breiten Guipüre- Spitze umgeben. Sehr modern sind gold- oder lassegelbe Spitzen.

Schreib- oder Sprechspiel.

Eine Sylbe.

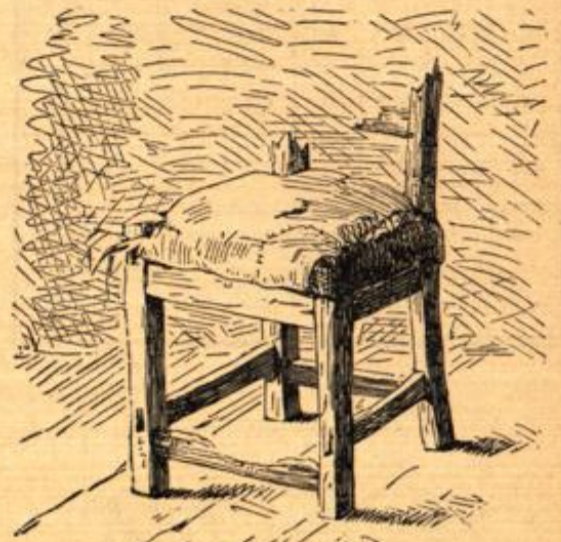
Es wird eine Sylbe gewählt und Einer nach dem Andern muß diese in einer Zeile auf einem Wandzettel oder der Reihe nach bei einem Rundgespräch anbringen. Wer nichts weiß, scheidet aus, bis Niemand weiter kann, dann wird eine neue Sylbe gewählt.

Erstes Beispiel.

- Die Sylbe „Sal“ ist aufgegeben:
1) Salomon war ein weiser Mann, darum —
2) Hielt er Salbei für ein heilsames Kraut und —
3) Gebrauchte es bei seiner Toilette neben wohlriechenden Salben und Oelen, auch vergah er nie —
4) Salpeter bei einigen Reinigungsprozessen anzuwenden und —
5) Salmiak als nicht minder erfolgreich zu ähnlichen Zwecken zu empfehlen, weil —
6) Ihm ein Salmortale prophezeit war, wenn —
7) Er die Salzbänder seiner Schuhe nicht genügend festknüpfte und —
8) Die Salinendäcker nicht regelmäßig besuchen würde, dann — u. s. w.

- Zweites Beispiel. Die Sylbe „Kap“ ist aufgegeben:
1) Am Nordkap wachen keine —
2) Kapern, ich kann daher dem Herrn —
3) Kapellmeister zu den —
4) Kapannen keine —
5) Kaperajauce machen, er muß sich mit Kapuzinerkloßen begnügen, welche —
6) Auch Kapulet's Lieblingspeise waren, der dazu —
7) Stets Kapwein trank, weil — u. s. w.

Was ist das — ?



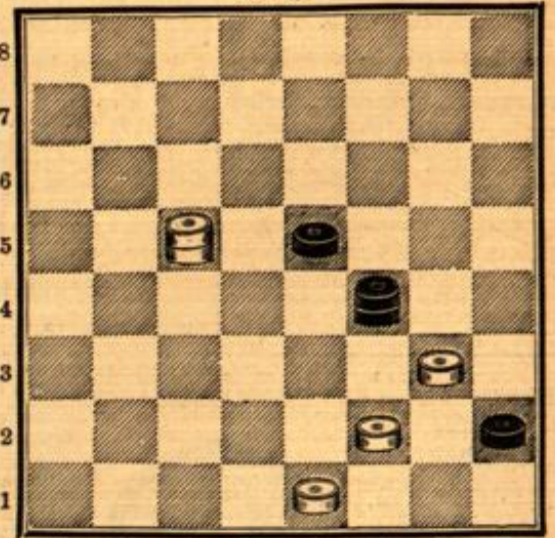
Die Werkzeuge der Pyramidenbauer.

Wenn auch die wunderbaren Steinarbeiten der alten Aegypter bis auf unsere Zeit erhalten blieben, so war doch von den Hülfsmitteln, welche angewandt wurden, um das harte Material in so vollkommener Weise zu bearbeiten, wie dieß der Fall ist, jegliche Kunde verloren gegangen. Einem tüchtigen Forscher, Herrn W. M. Flinders Petrie, ist es jedoch gelungen, an halbfertigen und mißlungenen, zur Seite geworfenen Arbeitsstücken nachzuweisen, daß die Aegypter die harten Gesteine sowohl mit geraden und kreisförmigen Sägen, als auch mit soliden und röhrenförmigen Bohrern, deren Zahnpitzen und Schneiden aus Edelsteinen bestanden, bearbeitet haben. Ebenfalls sind die Hieroglyphen mit Werkzeugen eingravirt, deren Spitzen härter als das Gestein sein mußten. Probeversuche ergaben, daß hiezu nur der Diamant tauglich ist. Die Anwendung der Diamantsäge wurde an einem Granitfarge der großen Pyramide zu Gizeh erkannt, an welchem ersichtlich ist, daß die Säge zweimal schief einschneit. Sehr schöne Proben der altägyptischen Steindruckkunst befinden sich ferner im britischen Museum, worunter eine Vase besonders auffällt, deren Wanddicke am Halse nur fünfviertel Millimeter beträgt, obgleich dieselbe nur aus sehr hartem Gestein hergestellt wurde. In der neuesten Zeit hat man Gesteinsbohrmaschinen konstruirt, deren Stempel mit schwarzen Diamanten besetzt sind, und dieselben bei den großen Tunnelbauten benutzt. Allgemein wurde angenommen, daß diese Verwendung der Diamanten eine durchaus neue sei, aber schon zu Zeiten der ältesten Könige von Aegypten bohrte, sägte und gravirte man das Gestein mit Diamantwerkzeugen, wofür die Namen Semaferu und Kufu, welche der frühesten Periode angehören, in hieroglyphischer Schrift, welche die Diamantbearbeitung unzweifelhaft erkennen läßt, Zeugniß ablegen.

Damespiel.

Aufgabe Nr. 3.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und gewinnt.

Auflösung der Damespiel-Aufgabe Nr. 2 in Nr. 4:

- Weiß. Schwarz.
1) F 6 - G 7 . . . . . 1) D 5 2 - E 5.
2) B 6 - A 7 . . . . . 2) H 8 - F 6.
3) A 7 - B 8 D . . . . . 3) D 5 3 - C 3 oder H 2.
4) E 3 - D 4 oder - F 4 und gewinnt.
1) H 8 - F 6.
2) B 6 - A 7 ic. . . . .

Rösselsprung.

Table with 8 columns and 8 rows for a word puzzle. Columns: des, be, bend, nim, e, last, te, muth. Rows: bel, fern, sie, er, leuch, mer, po, ben; den, le, ne, fre, scher, hoch, und, fern; wet, le, from, her, mun, bend, schwe, ge; des, son, schen, wet, und, ra, und, daß; wick, in, hö, ter, zu, len, teil, ben; dern, sei, men, un, lich, güt, in, geh; und, ter, fühl, den, flü, nicht, o, tern.

Kleine Korrespondenz.



Dr. A. D. in Tschau. Wenden Sie sich an die Verlagsbuchhandlung von Bartholomäus in Erfurt.
I. H. in Friedland. Der anhaftende Kalk ist sorgfältig zu entfernen mit etwas Salzsäure.
Abonnent C. H. in M. 1) New-Hoel, Chicago, Philadelphia. Eine derartige Anstellung kann nur ein glücklicher Zufall verschaffen...

Anfragen.

3) Welcher Ritt eignet sich am besten zum wasserdichten Verschluss von Aquarium-Glasplatten? R. A. in Elville.

Antworten:

Auf 6): Die Schwämme der mit Salz und wenig Wasser abgelohten Krebse werden sauber von den Schalen und dem Darm befreit, gut abgetrocknet, in Flaschen mit weiten Hälften gefüllt, und so viel ganz verflüssigtes, mit vielem Salz gelochtes Wasser darauf gegossen...

Redaktion: Hugo Rosenthal-Vonin in Stuttgart.

Inhalts-Übersicht.

Text: Die Hochpäpste, Roman von Hans Wagnershausen. Fortsetzung.
Aus Natur und Leben: Plaudereien über Geniehdarcs und Ungeniedarcs, von Th. Ritt.
Licht und seine Herrscherfamilie. - Gedächtnis, Gedicht von Fr. Kav. Seidl.
Die Wra, Novelle von G. M. Sacano. Schluß.
Ein Schachspiel mit lebenden Figuren. - Kalaschewitsch auf einem Landgut in Schweden, von A. Wanjura.
Eine eigenhümliche Pflanze. - Am Deise, eine Geschichte aus den Märchen von Ludwig Freyherm von Comptone.
Fortsetzung. - Die Wirtin der Pyramidenarbeiter.
Damenklub. - Rösselsprung. - Kleine Korrespondenz.
Illustrationen: Gedächtnis, Zeichnung von D. Giacometti.
Licht und seine Herrscherfamilie. - Schachspiel mit lebenden Figuren, gespielt im Fritschhof des städtischen Vereins in Lund, Zeichnung von B. Anders.
Kalaschewitsch auf einem Landgut in Schweden, nach einer Skizze von A. Wanjura.
Siebzehn, Gemälde von G. J. Staniland.
Mitter Freyherr's Ritt.

In den nächsten Tagen wird ausgegeben die erste Nummer und das erste Heft des dreizehnten Jahrgangs, 1885, der

„Deutschen Romanbibliothek“.

Abonnementspreis: in wöchentlichen Nummern nur 2 Mark pro Quartal, in 14tägigen Heften nur 35 Pf. pro Heft.

Wir beginnen den neuen Jahrgang mit zwei ungewöhnlich feinen Romanen aus der Feder beliebter Autoren:

„Die schöne Wienerin“

von Hieronymus Lorm.

Mit seinem Zauberkraft führt uns der Dichter in einem farbenreichen Bilde das „alte gute Wien“ mit all' seinem unwiderstehlichen Reiz, mit all' der Lebenswürdigkeit vor Augen, die es zum Mittelpunkt der Lebenswelt gemacht hat.

„Der Adjutant der Kaiserin“

von Gregor Samarow.

Der Dichter entfaltet in der Geschichte des berühmten Günstlings der „Semiramis des Nordens“ die ganze Verne seines eigentümlichen Talentes. Die Pracht und Macht des Hofes der Katharins, wie die zahlreichen interessanten Gestalten der Potemkin, Deloff, Pugatschow etc. hat der beliebte Romanancier mit höchem Geiste gezeichnet, und mit dem wunderbaren Bilde lassen wir das großartige, figurenreiche Panorama an uns vorüberziehen.

- Die Dichtungen werden zunächst folgen:
„Die tolle Brant“ von Eugen Salinger.
„Die Lehnjungfer“ von Emil Erhard.
„Erlachhof“ von Ossip Schubin.
„Zu spät geliebt“ von Gräfin M. Kerserling.
„Danica“ von Fr. Guloi.
„Am Berge Arta“ von Freiherrn v. Suttner.
„Der Weg zum Glück“ von Karl Frenzel.
„Camoës“ von Adolf Stern.

Aus der neuen deutschen Lyrik wird auch ferner sorgsam das Beste ausgewählt und durch ein kleines Feuilleton dem Blatte ein weiterer Reiz verliehen werden.

Und das Alles zu einem beispiellos billigen Preise, denn der Abonnent auf die „Deutsche Romanbibliothek“ bekommt in einem Vierteljahr den Inhalt von etwa sechs Romanbänden üblichen Umfangs für nur 2 Mark, er bezahlt also für den Inhalt eines Romanbandes nur etwa 30 Pfennig! — und erhält so in schöner Ausstattung die neuesten Romane der ersten deutschen Schriftsteller

als sein Eigentum beinahe um den Preis der Gebühr für das Lesen in der Leihbibliothek.

Da unsere Romanbibliothek für so wenig Geld nicht nur reich und ausgewählt gute — ja beste Unterhaltung durch's ganze Jahr, sondern auch ein paar sehr kostliche, werthvolle Bände in die Hausbibliothek oder zu Geschenken liefert, so sind wir gewiss zu der Hoffnung berechtigt, daß die Theilnahme, wie mit jedem Jahre, so auch bei dem neuen Jahrgang wieder zunehmen und wachsen werde.

Auf die „Deutsche Romanbibliothek“ wolle unter Benutzung des dieser Nummer beiliegenden Bestellzettels bei derselben Buchhandlung oder Postanstalt abonniert werden, von welcher man die „Illustrierte Welt“ bezieht.

Stuttgart.

Deutsche Verlags-Anstalt vormals Eduard Hallberger.

Ankündigungen.

Die fünfmal gepolte Nonpareilzelle oder deren Raum 1 Mark.

Advertisement for Zithern (zithers) by Gebrüder Wolff, Instrumenten-Fabrik, Kreuznach. Includes an image of a zither.

Europa's Weltgeschäft! C. W. Möller, Hofl., Berlin, Alexanderplatz 40

Advertisement for a watch or timepiece, mentioning a 50-year warranty.

Schwarz und Weiß seidener Atlas Nr. 1. 23 Pf. per Meter bis Nr. 16. 80 Pf. (in je 18 verschied. Qual.) versendet in einzelnen Rollen und ganzen Stücken...

Large advertisement for ARGOSY BRACES, featuring an illustration of a man running and a sign that says 'THE ARGOSY BRACE'. Text describes the benefits of the braces for men's health.

Stottern! wird brieflich geheilt. Anfr. m. Ret.-Marke an Arthur Heimerdinger, Strassburg i. E.

Advertisement for Julius Gertig, 1843, established Ferdinand Gertig, 1883. Funds- und Lotterie-Geschäfte, Hamburg.

Advertisement for Rheinwein, featuring an illustration of a man's face and text about wine quality.

Advertisement for wine preparation, 'Zur Weinbereitung' aus Weintrauben, Kollern, etc.

Advertisement for hair preparation, 'Zur Barterzeugung' Paul Bosso's Original-Mustaches-Balsam.

Advertisement for J. Brandt & G.W. Nawrocki, Patente in allen Ländern, Berlin W.

Advertisement for Georg Kühne's 'Toiletten-Rath' for dental and nail care.

Advertisement for Pfeifen (pipes) by M. Schreiber's Pfeifenfabrik Düsseldorf.

Advertisement for Dr. Müller's medicine, 'Med.-Rath Dr. Müller's'.

Advertisement for a travel guide or book, 'Der Dorfbauer'.

Large advertisement for 'Koryphäen der medizinischen Wissenschaft' (Kühn's Swiss Pills) by Rich. Brandt's Schweizerpillen. Includes a logo with a cross and text describing the pills' benefits for various ailments.